

Bischof
Dr. Gerhard Feige

*Schöpferische
Minderheit*

Bistum Magdeburg
2014

Impressum

Herausgeber: Bischöfliches Ordinariat Magdeburg
Max-Josef-Metzger-Straße 1, 39104 Magdeburg
bistum-magdeburg.de

Redaktion und Gestaltung: Thomas Lazar

Fotos: Pressestelle der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland (EKM) (37),
Katholische Nachrichten-Agentur (40), Kirchenzeitung für das Bistum Osnabrück (44),
Johannes Öldemann (54), Markus Lorek (61), Reinhold Pfafferodt (73),
Christian Laas (78), alle weiteren Bistum Magdeburg

Das Titelbild zeigt die Magdeburger Kathedrale St. Sebastian
und wurde von der „Sichtbar Magdeburg“ aufgenommen.

Druck: Schlüter Print Pharma Packaging GmbH, Schönebeck

Zum 20. Mal jährt sich in diesem Herbst der Gründungstag unseres Bistums. Es ist damit eines der jüngsten Bistümer, und doch können wir auf eine Geschichte zurück schauen, die über die Gründung des Erzbistums Magdeburg durch Kaiser Otto im Jahr 968 zurück reicht bis ins 8. Jahrhundert; denn schon im Jahr 777 wird unter dem Vorsitz Karls des Großen in Paderborn dem Bischof von Châlons sur Marne das Gebiet von Osterwieck und Halberstadt als Missionsgebiet übertragen.

In Folge der Reformation ist das Erzbistum Magdeburg untergegangen. Nur wenige Klöster konnten weiter bestehen. Erst im Zuge der Industrialisierung am Ende des 19. Jahrhunderts und nach den Vertreibungen gegen Ende des Zweiten Weltkriegs wuchs die Zahl der katholischen Gemeinden in der Region nennenswert an, bevor sie nach der politischen Wende von 1989 aufgrund der allgemeinen demografischen Entwicklung wieder zurück ging. Mit etwas mehr als drei Prozent Anteil an der Bevölkerung leben wir katholischen Christen im Bistum Magdeburg trotz großer Geschichte, die auch viele Heilige hervorbrachte, heute als Minderheit.

Aber gerade als Minderheit können wir Salz der Erde sein und Sauerteig für die Menschen in unserer Region. Bischof Gerhard Feige hat uns mit den Zukunftsbildern 2019 und in seiner Predigt zur Bistumswallfahrt angeregt, in immer stärkerem Maß eine „schöpferische Minderheit“ zu werden: „Passen wir uns nicht gleichgültig unserer Umgebung an, verschließen wir uns aber auch nicht selbstherrlich oder verkrampt den Herausforderungen unserer Zeit. Bewegen wir uns noch intensiver mit Interesse und Sympathie auf die Menschen um uns herum zu.“

In diesem Sinn wünsche ich Ihnen eine anregende Zeit beim Lesen der in dieser Broschüre veröffentlichten Texte.

Thomas Lazar
Bistum Magdeburg

Unser Bistum Magdeburg – Herkunft und Herausforderungen.....	6
Eine Bestandsaufnahme im 20. Jahr seines Bestehens	
„Fürchte dich nicht, du kleine Herde!“	15
Predigt zur Bistumswallfahrt	
„Bete, als hinge alles von dir ab...“	22
Predigt zum Dies Sacerdotalis	
Schöpferische Minderheit sein.....	27
Gespräch mit der Katholischen Nachrichten-Agentur	
„Machdeburjer“ und Weltbürger.....	32
Zum 85. Geburtstag von Bischof em. Leo Nowak	
„Ökumenisch weitergehen!“	36
Brief zur Österlichen Bußzeit	
Versachlichung – Versöhnung – Verständigung.....	43
Katholische Zwischenbilanz auf dem Weg zum Reformationsgedenken	
Ein recht persönlicher Aufruf.....	65
Zur Bundestagswahl 2013	
Würde- und geistvoll leben.....	67
Predigt zur Firmung	
Zwischen Himmel und Erde.....	71
Predigt am Heiligen Abend	
Brüderlichkeit – Fundament und Weg des Friedens.....	76
Predigt zum Neujahrsfest	

Unser Bistum

Herkunft und Herausforderungen

Eine Bestandsaufnahme im 20. Jahr seines Bestehens

Das Bistum Magdeburg ist eines der jüngsten Bistümer in Deutschland und wurde erst 1994 gegründet. Die Geschichte des christlichen Glaubens in der Region reicht allerdings bis ins 8. Jahrhundert zurück. Bereits 804 wurde hier das Bistum Halberstadt gegründet. Sein erster Bischof Hildegrim war zuvor Bischof von Châlons gewesen. Noch bedeutsamer für unsere Geschichte wurde die Errichtung des Erzbistums Magdeburg im Jahr 968. In den folgenden Jahrhunderten lebten hier große Persönlichkeiten. Viele von ihnen werden als Heilige verehrt. Dazu gehören zum Beispiel Adalbert, der erste Erzbischof, auch ein gleichnamiger Schüler von ihm, der Bischof von Prag wurde, oder Norbert von Xanten, der Gründer des Prämonstratenserordens und 13. Erzbischof von Magdeburg, Bruno von Querfurt, Burchard von Halberstadt, auch bedeutende Frauen, wie die mittelalterlichen Mystikerinnen Gertrud von Helfta, Mechthild von Hakeborn und Mechthild von Magdeburg sowie Jutta von Sangerhausen oder Königin Mathilde. In unserem Gebiet wurde auch Martin Luther geboren; hier wurde er zum Reformator; hier starb er. In Folge der Reformation ging das Erzbistum Magdeburg im 16. Jahrhundert unter.

Der katholische Glaube verschwand aber nicht ganz: 17 Klöster blieben bestehen. Sie wurden erst bei der Säkularisation aufgelöst. Außerdem entstanden durch Zuzug von Soldaten, Studenten und Arbeitern aus anderen Gegenden Deutschlands kleine katholische Gemeinden. Am stärksten wuchs die Zahl der Katholiken im Bereich des heutigen Bistums Magdeburg jedoch in Folge des Zweiten Weltkrieges an. Vertreibung und Flucht aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten waren die Ursache. Die kleinen einheimischen Gemeinden wuchsen durch die Flüchtlinge aus Schlesien, dem Sudetenland und Ostpreußen (Ermland) enorm an. Auf weithin evangelischem Gebiet entstand eine recht lebendige katholische „Flüchtlingskirche“. Als katholisches Missionsgebiet angesehen gehörten wir von 1821 bis 1994 zum Erzbistum Paderborn. Paderborn liegt aber 300 Kilometer von Magdeburg entfernt; dazwischen befindet sich noch das Bistum Hildesheim, und ab 1961 waren wir durch die deutsch-deutsche Grenze für lange Zeit fast vollständig voneinander getrennt.

Unter russischer Besatzungsmacht und in einem sozialistischen Staat

mit einer marxistisch-leninistischen Einheitspartei wurde das kirchliche Leben zunehmend schwieriger. Auf der einen Seite ging es uns als kleine katholische Minderheit in Ostdeutschland – mit dem gesamten Ostblock verglichen – wohl noch am besten. Bestimmte Einrichtungen blieben erhalten und wurden geduldet. Wir hatten katholische Kindergärten und Krankenhäuser, einen Verlag und eine Kirchenzeitung, eine kirchliche Hochschule für die Priesterausbildung und andere Ausbildungseinrichtungen. Wir konnten Gottesdienste feiern und in eigenen Räumen auch kleine Feste veranstalten. Es gab so etwas wie kirchlichen Religionsunterricht – aber außerhalb der Schule. In den Schulferien wurden Jahr für Jahr „Religiöse Kinderwochen“ durchgeführt. Auch Jugendgruppen und Familienkreise trafen sich. Finanziell wurden wir stark auf zum Teil illegalen Weg durch das Bonifatiuswerk in Paderborn unterstützt. Die Priester hatten eine gewisse Narrenfreiheit und konnten sich in Predigten und anderswo durchaus auch gesellschaftskritisch äußern; man versuchte aber, sie einzuschüchtern. Laien hingegen wurden massiver unter Druck gesetzt und hatten, wenn sie sich kirchlich engagierten, oft keine wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Aufstiegschancen. In den Schulen und Universitäten wurde massiv gegen Christentum und Kirche agitiert. Kirche galt aus marxistisch-leninistischer Sicht als „Verdummungsanstalt“ und „Hort bürgerlich-kapitalistischer Reaktion“.

Gesellschaftlichem Druck widerstehen

In einer solchen extremen Diaspora-Situation zu leben – das heißt als kleine katholische Minderheit in einem zutiefst protestantisch geprägten Umfeld und zudem noch unter einem aggressiv kirchenfeindlichen Regime – brachte sowohl Gefahren als auch Chancen mit sich. Viele hatten nicht die Kraft und den Mut, lange dem gesellschaftlichen Druck zu widerstehen; sie sind aus der Kirche ausgetreten oder haben sie lautlos verlassen. Andere sind dadurch herausgefordert worden und in ihrem christlichen Glauben und ihrer Treue zur Kirche gewachsen. In dieser Situation sind auch katholische und evangelische Christen dichter zusammengedrückt. Schon lange ist darum „Ökumene“ in unserer Region auch kein Fremdwort mehr. In den Schulklassen gab es nur wenige Christen, und da zählte nicht in erster Linie die Konfessionszugehörigkeit, sondern dass man überhaupt „gläubig“ war. In verschiedenen Neubaugebieten gab es ökumenische Besuchsaktionen, bei denen jeder Helfer zugleich auch die anderen Konfessionen mit vertrat. Das Philosophisch-Theologische Studium in Erfurt, die einzige

Bistum in Zahlen I

Fläche: 23 208 km ²
Pfarreien 44
Katholiken 86.121
Gottesdienstteilnehmer 13.000
Taufen (auch Erwachsene) 401
Erstkommunionen 352
Firmungen 295
Trauungen 140
Bestattungen 870
Eintritte 16
Wiederaufnahmen 16
Austritte 669

katholische Hochschule im Gebiet der früheren DDR, stand in gutem Kontakt zu den evangelischen kirchlichen Hochschulen in Naumburg, Leipzig und Berlin. Dazu gehörte auch, dass evangelische Gastprofessoren eingeladen wurden, um selbst Einblicke in die Theologie und Kirchlichkeit ihrer Tradition zu vermitteln. Wir haben unseren christlichen Glauben gelebt und bezeugt, weitgehend aber nur innerkirchlich und vielleicht sogar etwas ghettohaft. Weil es uns verwehrt war, öffentlich zu wirken, haben wir uns in unseren Gemeinden zurückgezogen und manchmal wie in einer kleinen „Parallelgesellschaft“ gelebt.

Nach der friedlichen Revolution und der gesellschaftlichen Wende von 1989 stand die katholische Kirche Magdeburgs einer grundsätzlich anderen Situation gegenüber. Neue Herausforderungen, Möglichkeiten und Probleme taten sich auf. Vor allem die ersten Jahre waren unheimlich spannend und abenteuerlich. Am Anfang hatten manche sogar die Erwartung, dass Massen sich wieder zum Christentum und zur Kirche bekehrten. Eine solche Entwicklung ist aber nicht eingetreten. Was hatte sich für uns verändert? Kirche war wieder zu einer öffentlich bedeutsamen Größe geworden. Viele Christen übernahmen politische und gesellschaftliche Ämter und gestalteten den Demokratisierungsprozess mit.

Noch vor unserer Bistumsgründung errichtete mein Vorgänger bereits drei katholische Gymnasien (Magdeburg, Halle, Dessau). Später kamen noch vier Grundschulen (Magdeburg, Halle, Oschersleben, Haldensleben) und jüngst eine Sekundarschule (Halle) hinzu. Damit sind wir heute der größte freie Schulträger im Land Sachsen-Anhalt mit fast 3000 Schülern und über 220 Lehrern. Von den Schülern ist jedoch weniger als ein Drittel katholisch; an manchen dieser Schulen sind die konfessionslosen Schüler in der Mehrheit. Wir haben auch eine große Zahl karitativ-sozialer Einrichtungen wie Kindertagesstätten, Sozialstationen, Behinderten- und Altenpflegeheime, Kranken-

häuser und Jugendclubs. Dazu gehören etwa 4500 Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang auch unsere Stiftung „Netzwerk Leben“, die seit über zehn Jahren professionell und ehrenamtlich über Schwangerschaftsberatung und durch soziale Unterstützung dem Leben mancher auf die Beine helfen kann. Ein weiteres Beispiel sozial-caritativen Engagements ist unsere „Partnerschaftsaktion Ost“, ein bischöfliches Hilfswerk für Ost- und Südosteuropa, das es auch schon seit 1992 gibt. Jüngst ist noch die „Flüchtlingshilfe Sachsen-Anhalt“ hinzugekommen, eine offene Initiative unseres Bistums, die auch von anderen gesellschaftlichen Partnern mitgetragen wird. Außerdem betreiben wir vielfältige Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit mit Einrichtungen wie der Katholischen Akademie, der Katholischen Erwachsenenbildung, dem Institut für katholische Religionslehrausbildung in Halle und wir kooperieren dabei mit anderen Trägern und Einrichtungen, beispielsweise mit den Universitäten in Halle und Magdeburg, mit dem Landeskunstmuseum Moritzburg in Halle, dem Heimatbund im Land Sachsen-Anhalt, der Stiftung Dome und Schlösser in Sachsen-Anhalt. Auch die Orden und geistlichen Gemeinschaften spielen eine wichtige Rolle. Je nach ihrem Charisma suchen sie Wege, in unserem Land den Glauben gerade dort zu bezeugen, wo er unbekannt ist. Das geschieht im Be-



Darstellung der drei Mystikerinnen aus Helfta im Innenhof der Klosteranlage: Mechthild von Magdeburg, Gertrud von Helfta und Mechthild von Hakeborn

reich der offenen Jugendarbeit, in der Studentenseelsorge, in den karitativen Einrichtungen, durch bewusste Initiativen, den Dialog mit Nichtchristen zu suchen oder einfach auch durch stellvertretendes Gebet und im Da-Sein für die Menschen. Klöster und geistliche Gemeinschaften – wie zum Beispiel die Benediktiner auf der Huysburg oder die Zisterzienserinnen in Helfta – haben gerade für suchende Menschen oft eine große Anziehungskraft und bieten somit eine gute Anlaufstelle für den Erstkontakt mit dem Glauben.

Insgesamt umfasst unser Bistum ein Territorium von etwas mehr als 23 000 Quadratkilometer; das entspricht dem Staat Israel oder der Hälfte der Niederlande. In Deutschland sind wir damit flächenmäßig das viertgrößte unter den Bistümern. Die Zahl der Katholiken beträgt aber nur etwa 86 000. Damit sind wir den Gläubigen nach das zweitkleinste der deutschen Bistümer. Und das ist unser Problem: Wenige Katholiken sind über ein weites Gebiet verteilt. Davon beteiligen sich jedoch



Junge Lehrerinnen und Lehrer erhalten die Missio Canonica, die kirchliche Erlaubnis katholischen Religionsunterricht erteilen zu dürfen.

erstaunlicherweise etwa 13 000 jeden Sonntag am Gottesdienst. In der gesamten Gesellschaft machen wir etwa drei Prozent aus; zirka fünfzehn Prozent sind Protestanten und mehr als achtzig Prozent gelten als konfessions- oder religionslos. In Städten wie Halle oder Magdeburg liegt der Anteil der Christen an der Gesamtbevölkerung sogar inzwischen nur noch um die zehn Prozent. Jugendliche unserer Region sollen einmal befragt worden sein, ob sie evangelisch oder katholisch sind. Ihre Antwort lautete: „Wir sind normal.“ Es gehört also in unserem Gebiet zur Normalität, keiner Kirche oder Religion anzugehören. Insgesamt ist dies freilich eine ungewöhnliche Situation. So versah neulich die Katholische Nachrichtenagentur das Ergebnis einer internationalen Studie aus Chicago auch mit dem Titel: „Ge-

ringster Glaube der Welt in Ostdeutschland“. Es ist aber einiges in Bewegung. So lassen sich seit 1989 vermehrt auch Erwachsene taufen. Ihr Anteil an der Gesamtzahl der Taufen macht inzwischen bis zu fünfzehn Prozent aus. In dieser Situation ist es für uns Christen und Kirchen fast lebensnotwendig, eine größere Gemeinsamkeit zu suchen. Dies betrifft vor allem die evangelische und die katholische Kirche. Orthodoxe Christen und Gemeinden sind hier aufgrund des geringen Ausländeranteils von wenig mehr als zwei Prozent nur minimal vertreten. So gibt es lediglich in Magdeburg und Halle je eine kleine russische Gemeinde, und in Halle noch eine armenische. Insgesamt bin ich dankbar, dass vieles in ökumenischer Hinsicht sogar schon selbstverständlich geworden ist: ob das die regelmäßigen Gespräche auf Kirchenleitungsebene betrifft, gemeinsame Aktionen mit gesellschaftlicher Bedeutung und Gottesdienste zu wichtigen Anlässen oder manche guten Kontakte auf der Gemeindeebene, im Bereich der Sonderseelsorge und des karitativ-diakonischen Einsatzes.

Kirche zukunftsfähig machen

Nicht einfach ist die gesellschaftliche Entwicklung im Osten Deutschlands, besonders unter wirtschaftlichem und demographischem Aspekt. Viele, vor allem junge Leute, wandern in andere Gebiete Deutschlands und der Welt aus. Dadurch werden auch unsere Gemeinden weiterhin kleiner und altern zusehends. Außerdem nimmt die Zahl der Priester ab, und es kommen nur wenige nach. Finanziell wären wir ohne Unterstützung durch die westdeutschen Bistümer nur eingeschränkt lebensfähig.

Auf diesem Hintergrund sind wir weiter dabei, die konkrete Gestalt von Kirche in unserem Gebiet umzubauen und zukunftsfähiger zu machen. Schon vor Jahren haben wir aus den bisherigen Gemeinden 44 neue Pfarreien gebildet. Es hat eine Dekanatsreform und eine Reorganisation des Ordinariates – also der bischöflichen „Verwaltungs- und Steuerungsbehörde“ – gegeben. Darüber hinaus wurde auch ein Organisationsentwicklungsprozess im Bereich der Caritas versucht. Mit unseren „Zukunftsbildern 2019“ stoßen wir derzeit neue Überlegungen zur Entwicklung unseres Bistums an. Dabei geht es auch ganz wesentlich um das Glaubenszeugnis aller Getauften und Gefirmten. Auch wenn es schon zu DDR-Zeiten engagierte Christen gab, die sich ihrer missionarischen Verantwortung bewusst waren, so bedarf es doch für einen Großteil unserer Gemeindemitglieder einer Veränderung ihrer Blickrichtung. In den letzten Jahren ist hier einiges

Bistum in Zahlen II

Kindertagesstätten	34
Kinderhorte	5
Gymnasien	3
Grundschulen	4
Sekundarschule	1
Familien- und Erwachsenenbildungs- einrichtungen	6
Sozialstationen	16
Pflegeheime:	19
Kinderheime	5
Krankenhäuser	4
Behinderteneinrichtungen	60

in Bewegung gekommen, das es zu stärken gilt. Denn wichtig für unsere Zeit sind Christen, von denen man sagen kann, sie seien zugleich menschenfreundlich und gottverbunden, weltoffen und tiefgläubig, mutig und gelassen, kritisch und zuversichtlich.

Angesichts der vielen Herausforderungen, die seit 1989 auf uns gekommen sind, hat es in unserem Bistum schon von 2001 bis 2004 ein „Pastorales Zukunftsgespräch“ gegeben. Mehrmals kam dazu auch eine Bistumsversammlung zusammen. Die Kernaussagen ihrer Beschlüsse sind mit folgenden Worten wiedergegeben: „Wir wollen eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern die allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist.

Seine Botschaft verheißt den Menschen ‚das Leben in Fülle‘, auch dann, wenn die eigenen Möglichkeiten ausgeschöpft sind. Deshalb nehmen wir die Herausforderung an, in unserer Diasporasituation eine missionarische Kirche zu sein. Einladend, offen und dialogbereit gehen wir in die Zukunft.“ Eine solche Gesinnung ist für uns auch weiterhin die Grundlage aller unserer Überlegungen und Initiativen.

Niemand von uns weiß, welche Entwicklung die Kirchen und das Christentum in unserer Region und weltweit nehmen werden. Insgesamt ist die Menschheitsgeschichte unberechenbar, und es gibt genügend Beispiele für völlig unerwartete Abbrüche, Umbrüche und Aufbrüche. Prognosen und Möglichkeiten gibt es sehr verschiedene. Einer der wenigen, der sich optimistisch vom dritten Jahrtausend eine spirituelle Erneuerung und einen Frühling für die Kirche versprach, war Papst Johannes Paul II. Für viel wahrscheinlicher halten momentan jedoch viele, dass die Kirchen demnächst noch mehr an Mitgliedern und Einfluss verlieren. Denkbar wäre, dass sich manche Christen angesichts einer solchen Entwicklung scharf von der modernen Gesellschaft abgrenzen, sich fundamentalistisch und konfessionalistisch

als ein „heiliger Rest Getreuer“ in bergende Ghettos, sektiererische Zirkel oder kuschlige Wohlfühlgruppen zurückziehen. Andere – und dazu gehöre auch ich – halten es für evangeliumsgemäßer, sich nicht abzukapseln, sondern ökumenisch aufgeschlossen sich als geschwisterliche Gemeinschaft von entschiedenen und dialogbereiten Gläubigen kritisch und konstruktiv dem Pluralismus zu stellen und Gesellschaft mit zu gestalten. Dabei ist es uns auch wichtig, Kirche als „öffentliche Größe“ im Bewusstsein zu halten und Religion durch ihre Gegner nicht ins private Abseits drängen zu lassen. Eine letzte Möglichkeit, dass die Kirchen ganz verschwinden, ist für einzelne Gebiete durchaus nicht auszuschließen. Auf jeden Fall wird sich die äußere Gestalt von Kirche entscheidend wandeln. Das aber bedeutet nicht unbedingt ihren Untergang. Kirche ist nicht an bestimmte Verhältnisse gebunden; sie kann überall – auch unter schwierigsten Umständen – Wurzeln schlagen, sich entfalten und ihrer Sendung gerecht werden. Entscheidend ist aber, dass möglichst viele dies begreifen und – statt nostalgisch zu jammern – vereint nach neuen verantwortbaren Lösungen suchen.

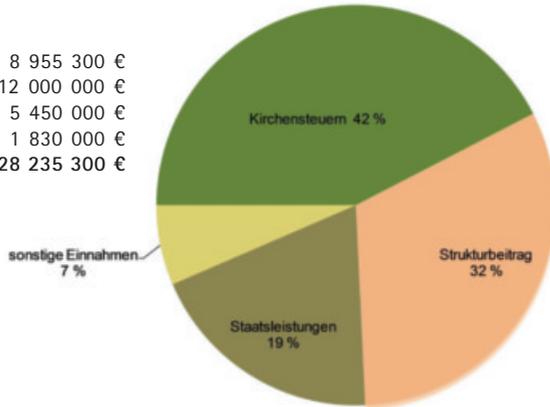
Der Bistumsrat berät über das Projekt „Zukunftsbilder 2019“. In ersten, unvollkommenen Ansätzen beschreiben sie, wie das Bistum Magdeburg 2019 - dem 25. Jahr seines Bestehens - aussehen könnte. Dieser Blick in die Zukunft soll jeden, der mit gestalten möchte, bereits heute anregen, die richtigen Schritte zu finden.



Bistumshaushalt 2014

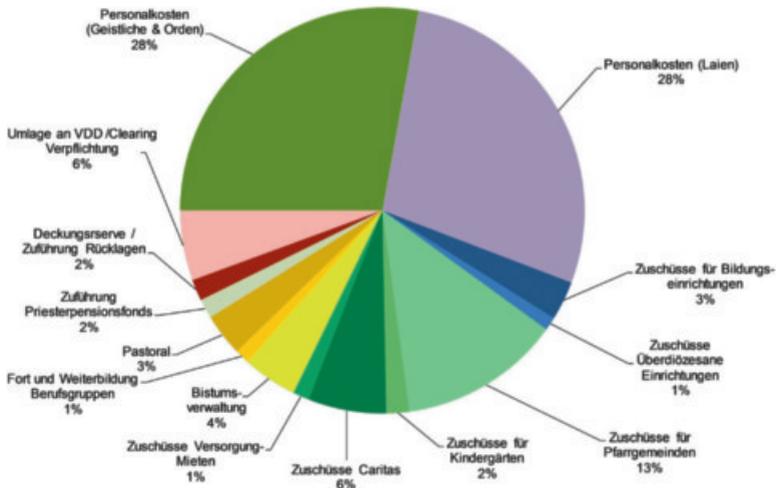
Einnahmen

Strukturbeitrag	8 955 300 €
Kirchensteuern	12 000 000 €
Staatsleistungen	5 450 000 €
sonstige Einnahmen	1 830 000 €
Summe	28 235 300 €



Ausgaben 2014

Personalkosten (Geistliche u. Orden)	7 782 900 €
Personalkosten (Laien)	7 976 000 €
Zuschuss für Pfarreien	3 605 400 €
Zuschuss für Caritas	1 747 100 €
Clearing und VDD	1 559 000 €
Bistumsverwaltung	1 222 200 €
Fachbereich Pastoral	948 400 €
Zuschuss für Bildungseinrichtungen	870 100 €
Zuschuss für Kindergärten	508 200 €
Deckungsreserve, Rücklagen	595 800 €
Priesterpensionsfond	432 000 €
Zuschuss für Mieten	365 800 €
Aus- und Weiterbildung	324 700 €
Überdiözesane Aufgaben	297 700 €
Summe	28 235 300 €



„Fürchte dich nicht, du kleine Herde!“ Geschlossene Gesellschaft oder schöpferische Minderheit?

Bistumswallfahrt 2013
Jes 43, 1-7; Joh 6, 1-13

Geschlossene Gesellschaft

„Geschlossene Gesellschaft!“ Wo ein solcher Hinweis zu finden ist, weiß man: Hier feiert eine Familie, ein Freundes- oder Bekanntenkreis. Hier trifft sich ein Club oder eine Partei, eine Interessengemeinschaft oder ein bestimmtes Team. Hier will man unter sich sein und nicht durch Fremde gestört werden. Rein kommt nur, wer organisch dazugehört oder eingeladen ist.

„Geschlossene Gesellschaft.“ Das charakterisiert auch Gruppen, die sich in besonderer Weise von anderen abheben, sich als besser dünken oder die etwas zu verbergen haben: Reiche und Schöne, ideologisch Verblendete und kleinkarierte Sektierer, rechte und linke Extremisten. Man fühlt oder hat sich verbündet, kreist oftmals nur noch um sich selbst und schmort im eigenen Saft. Elitäres Gehabe, Abgrenzung gegenüber anderen oder sogar Aggressivität sind angesagt.

„Geschlossene Gesellschaft.“ Das kann auch die Folge edler Motive sein. In Nordamerika bin ich einmal einer ungewöhnlich strengen christlichen Glaubensgemeinschaft begegnet. Deren Vorfahren – Anhänger einer reformatorischen Täuferbewegung – waren am Beginn des 18. Jahrhunderts dorthin ausgewandert, weil sie in Südwestdeutschland und der Schweiz zunehmend verfolgt wurden. Diese sogenannten „Amischen“ leben heutzutage weitgehend immer noch so wie vor 300 Jahren: ganz einfach, von Garten und Feld, ohne Strom und Autos; sogar Knöpfe an der Kleidung sind verboten, und das Gemeinschaftsleben ist nach klaren Regeln geordnet. Weil sie davon überzeugt sind, „nicht von dieser Welt zu sein“, gehen sie zu ihr auch radikal auf Distanz. Und der Zusammenhalt in der Gemeinschaft gibt jedem und jeder Einzelnen Geborgenheit und Identität. Nach außen aber wirkt sich kaum etwas aus. Nur wenige – hauptsächlich Touristen – sind an ihnen interessiert.

Ins gesellschaftliche Abseits zu geraten, sich entweder selbst zurückzuziehen und zu isolieren oder aber von anderen Kräften abgedrängt



Herde und Hirten bei der Bistumswallfahrt im Kloster Huysburg

und vielleicht sogar verfolgt zu werden, ist das nicht oftmals auch eine Gefahr für viele andere Minderheiten, egal ob sie sprachlich, ethnisch, kulturell oder religiös bedingt sind? Um zu überleben, erscheint es fast notwendig zu sein, sich eine eigene Welt zu schaffen und darin zu verschanzen. So suchen auch manche Christen angesichts moderner Entwicklungen ihr Heil in bergenden Ghettos, sektiererischen Zirkeln oder kuschligen Wohlfühlgruppen, verengen in ihrem Denken und argumentieren recht selbstgefällig und selbstgerecht. Wer unter Katholiken dagegen einen solchen Weg nicht mitgeht, sondern sich Weite bewahrt und den Dialog sucht, muss sich mitunter dann gefallen lassen, als nicht richtig katholisch angesehen zu werden.

Als Minderheit fühlt man sich zudem fast immer benachteiligt und beobachtet sehr genau, wie die Mehrheit mit einem umgeht oder einflussreichere Gruppierungen ihre „Platzhirsch-Position“ zum eigenen Vorteil ausnutzen. Im Extremfall – wie heutzutage beispielsweise

im Nahen Osten – müssen christliche oder andere Minderheiten sogar damit leben, zum Sündenbock gemacht zu werden. Es ist also gar nicht einfach, als Minderheit der Gefahr zu entgehen, zu sehr mit sich selbst beschäftigt zu sein und sich zu einer „geschlossenen Gesellschaft“ zu entwickeln. Manche, und das sei auch gesagt – sehen dies aber sogar als Ideal an, um Profil und Identität zu bewahren.

Kirche in der Diaspora

Was das bedeutet, sich derart zurechtfinden zu müssen, ist uns Katholiken hier in dieser Re-

gion seit der Reformation mehr als vertraut. In einer „Diaspora“ zu leben – das heißt: unter die anderen zerstreut zu sein –, das war und ist für uns schon jahrhundertlang das Schicksal und die Herausforderung, die Last und die Chance unseres konkreten Christseins: sich als eine zusammengewürfelte Kirche von Zugezogenen zu erfahren, skeptisch beäugt, manchmal sogar diskriminiert und bekämpft, gewissermaßen als ein gesellschaftlicher Fremdkörper.

In wie vielen politischen Systemen musste man sich behaupten und bewähren, galt es immer wieder, sich auf neue Wirtschafts- und Bevölkerungsentwicklungen einzustellen. Und auch die Diaspora-Erfahrung war sehr unterschiedlich. Mal lebten die Katholiken hier als Minderheit in einer weithin als protestantisch geltenden Gesellschaft. Dann mussten wir uns gemeinsam mit den evangelischen Christen gegen den marxistisch-leninistischen Atheismus und Materialismus zur Wehr setzen. Und heute macht uns die voranschreitende Säkularisie-



Die Sängerinnen und Sänger des Bistumskinderchores kamen bei den Wallfahrern gut an.

rung zu schaffen, finden wir uns in Mitteldeutschland gewissermaßen in einer doppelten Diaspora vor: als christliche Minderheit inmitten von mehr als 80 Prozent Konfessionslosen, und dann auch noch – was für einige fast exotisch klingt – als katholisch. Und manchmal verschärft sich die Situation noch dadurch, dass jemand, der bewusst christlich leben will, selbst in der eigenen Familie und Verwandtschaft keinen Rückhalt und kein Verständnis dafür mehr findet.

Sicher kann der persönliche Glaube in einem solchen Umfeld auch wachsen, er kann innerlicher, reifer und verantwortungsbewusster werden. Das hat sich in der Vergangenheit vielfach und beeindruckend gezeigt. Darauf können wir auch stolz sein. Und doch müssen wir ehrlichkeitshalber zugestehen, dass man das nicht zu rosig sehen sollte. Viele Katholiken hatten zu DDR-Zeiten nicht die Kraft und den Mut, lange dem gesellschaftlichen Druck zu widerstehen; sie sind aus der Kirche ausgetreten oder haben sie lautlos verlassen. Wir anderen sind enger zusammengerückt und haben – heute würde man sagen – so etwas wie eine „Parallelgesellschaft“ gebildet, eine „Insel der Seligen inmitten einer als böse empfundenen Welt“. Obwohl die Verhältnisse überhaupt nicht volkskirchlich waren, haben wir doch – so meine ich heute – im Kleinen versucht, Volkskirche nachzuahmen. Als unsere Zahl abnahm, sprach man gelegentlich von „Gesund-schrumpfung“, aber wir wurden nicht gesünder. Zurück blieben nicht nur hundertprozentig überzeugte, bekennende und engagierte Gläubige; nach wie vor gab und gibt es die ganze Breite, nur weniger: von völlig Begeisterten bis zu gerade noch Dazugehörenden. Und doch scheinen unsere Diasporagemeinden einen besonderen Stallgeruch zu haben. Von einem Rheinländer hörte ich jedenfalls neulich, dass er, als er das erste Mal mit einer ostdeutschen katholischen Gemeinde in Berührung kam, das Empfinden hatte, bei einer Sekte gelandet zu sein. Ihm kam manches zu eng oder sogar abweisend vor. Offenheit für Fremde und Kontaktfreudigkeit über die eigenen Kreise hinaus sind für uns in der Tat immer noch keine Selbstverständlichkeit.

Schöpferische Minderheit

Kann Kirche so überleben und vielleicht sogar noch wachsen? Manche haben da angesichts unseres geringen Anteils an der Gesamtbevölkerung ihre Zweifel. Für den Berliner Kardinal Konrad von Preysing war das nach dem II. Weltkrieg, als sich das kommunistische Verhängnis Ostdeutschlands anbahnte, sogar undenkbar, und so hat er erst gar nicht versucht, die katholischen Verhältnisse in der DDR zu

stabilisieren. Anders sein Nachfolger Bischof Wilhelm Weskamm, der zuvor Weihbischof in Magdeburg gewesen war. Er sah in der katholischen Kirche unserer Region gewissermaßen so etwas wie eine „Gärtnerei im Norden“. Im wärmeren Süden ist vieles einfacher und wächst alles üppiger; im Norden mit seinem raueren Klima dagegen sind größere Anstrengungen nötig, um etwas zum Blühen zu bringen und Früchte zu erzielen; aber es ist möglich, sinnvoll und lohnenswert. Und tatsächlich: Kirche ist nicht an bestimmte Verhältnisse gebunden. Sie braucht nicht unbedingt jubelnde Massen, eine luxuriöse Ausstattung und volkstümliche Trachten. Kirche kann überall – auch unter schwierigsten Umständen – Wurzeln schlagen, sich entfalten und ihrer Sendung gerecht werden. Entscheidend ist aber, dass möglichst viele Getaufte und Gefirmte dies begreifen.

„Fürchte dich nicht, du kleine Herde!“ – so ermuntert Jesus auch uns (Lk 12,32): „Denn euer Vater hat beschlossen, euch das Reich zu geben.“ Darum riskiert etwas! Vertraut ganz auf diese Zusage! Richtet euch nicht zu sehr in dieser Welt ein! Bleibt wachsam! Das heißt sicher auch: Schaut immer wieder danach aus, durch wen oder was euch Christus begegnen will, und folgt dem, wozu er euch ruft und befähigt. Ohne Zweifel, unsere Mittel und Kräfte sind begrenzt; im Vergleich zu manch anderem deutschen Bistum spielen wir eher in einer unteren Liga. Darum ist es durchaus verständlich zu fragen: Was ist das wenige, das wir anbieten können, schon für so viele? Haben wir überhaupt noch etwas zu verteilen – oder reicht es kaum noch für uns selbst? Sollten wir unsere geringen Möglichkeiten deshalb nicht eher dazu nutzen, wenigstens uns selbst am Leben zu halten?

Das heutige Evangelium spricht da eine andere Sprache. Die Jünger bringen das Wenige, was sie bei einem Kind finden – fünf Gerstenbrote und zwei Fische –, vertrauensvoll zu Jesus. Ihn lassen sie dann handeln, und auf wunderbare Weise gibt es plötzlich Brot und Fisch in Hülle und Fülle. Damit ist im Johannesevangelium nicht nur das gemeint, was man täglich zum Essen braucht, sondern auch, was wir Menschen darüber hinaus noch nötig haben. Jesus ist gekommen, um den ganzen Hunger der Menschen zu stillen – nicht nur den leiblichen Hunger, sondern auch den tieferen Hunger nach Leben, nach Liebe und nach Frieden. Nicht wirklich wichtig erscheint bei unserem Text, wie dieses Wunder der Brotvermehrung genau zustande kommt. Die entscheidende Aussage ist die: Wenn wir Menschen das, was wir haben, in die Hände Jesu legen, wird das Wenige zu einer überfließenden Gabe für uns selbst und für andere. Nichts ist dann zu klein, nichts zu unscheinbar, als dass es nicht zum Segen werden könnte.

Diese Erfahrung ist uns nicht fremd: in unseren Versuchen, anderen den Sinn des Lebens zu erschließen und sie mit Christus in Berührung zu bringen, aber auch in unserem vielfältigen Einsatz für die Würde eines jeden Menschen von der Zeugung bis zum Tod und für das gesellschaftliche Gemeinwohl. Immer wieder kann man nur staunen, wie begnadet und kreativ doch auch eine „kleine Herde“ von gläubigen Christen sein kann: in geistlichen und katechetischen Belangen, im Erziehungs- wie im Bildungsbereich, kulturell und politisch oder in der Sorge um Notleidende und Bedürftige, Benachteiligte und Ausgegrenzte. Ich nenne zum Beispiel die Lebenswendefeiern mit

nichtchristlichen Jugendlichen oder unser „Netzwerk Leben“, eine offene Initiative der katholischen Kirche im Bistum Magdeburg. „Dem Leben auf die Beine helfen“ ist sein Motto, nicht nur Prinzipien hochzuhalten, sondern ganzheitlich und sehr konkret zu helfen. Auch die Hospizarbeit hat sich segensreich entwickelt. Zugleich sind die Unterstützung osteuropäischer Christen und die



Integration von Ausländern für uns wichtige Anliegen; nicht nur die „Partnerschaftsaktion Ost“ oder das „Interkulturelle Zentrum“ mühen sich verdienstvoll darum. Und vor einigen Wochen erst hat die sogenannte 72-Stunden-Aktion beeindruckend – besonders auch bei der Beseitigung von Flutschäden – gezeigt, wie motiviert und tatkräftig selbst Jugendliche – aus Ost und West – anpacken können. Auch Gottesdiensthelfer und ehrenamtliche Kirchenmusiker könnte man nennen, sowie noch viele andere, die sich innerkirchlich wie darüber hinaus mit ihren Gaben und Fähigkeiten einbringen. Das sollten wir noch bewusster wahrnehmen. Wir sind durchaus eine „schöpferische Minderheit“, kein Plagiat oder Imitat, sondern ein wirkliches Original. Das ist jedenfalls mein Eindruck, den ich besonders bei meinen Visitationen in unseren

Pfarreien und anderen Einrichtungen, aber auch bei unserer jüngsten Bistumsversammlung gewinnen konnte. Wir haben es nicht nötig, andere Ortskirchen einfach nachzuahmen. Gott traut uns durchaus auch eigene Lösungen zu. Wir sind nicht grund- und absichtslos in diese sonderbare Situation Mitteldeutschlands gestellt. Passen wir uns nicht gleichgültig unserer Umgebung an, verschließen wir uns aber auch nicht selbstherrlich oder verkrampft den Herausforderungen unserer Zeit. Bewegen wir uns noch intensiver mit Interesse und Sympathie auf die Menschen um uns herum zu. Das legt uns auch Papst Franziskus nahe. Die Kirche – so sagte er schon vor seiner Wahl – ist aufgerufen, „aus sich selbst herauszugehen und an die Ränder zu gehen. Nicht nur an die geografischen Ränder, sondern an die Grenzen der menschlichen Existenz: die des Mysteriums der Sünde, die des Schmerzes, die der Ungerechtigkeit, die der Ignoranz, die der fehlenden religiösen Praxis, die des Denkens, die jeglichen Elends. Wenn die Kirche nicht aus sich selbst herausgeht, um das Evangelium zu verkünden, kreist sie um sich selbst.“ Das aber – so meine ich – wäre fatal.

Geschlossene Gesellschaft oder schöpferische Minderheit? Letztlich verbindet sich mit dieser Frage keine wirkliche Alternative. Was notwendig und heilsam ist, dürfte klar sein. Möge der Geist Gottes uns dazu Mut und Phantasie schenken, als kleine Minderheit noch schöpferischer zum Segen für viele zu werden.

„Bete, als hinge alles von dir ab, handle, als hinge alles von Gott ab“

Predigt beim Dies sacerdotalis 2014

Jes 61, 1-3a.6a.8b-9; Lk 4,16-21

Fragwürdige Überlegungen

Vor einigen Monaten sind allen Pfarreien und Einrichtungen unseres Bistums sogenannte „Zukunftsbilder“ in plakatahnlicher Form zugestellt worden: Anregungen, wie wir katholische Christen uns hierzulande den sich auch weiterhin verändernden gesellschaftlichen und kirchlichen Rahmenbedingungen konstruktiv stellen könnten. Schon seit langem wissen wir darum, eine relativ kleine Ortskirche mit begrenzten Kräften zu sein; und manches hat sich in letzter Zeit noch verschärft. Wie aber gehen wir damit um? In welcher Gesinnung nehmen wir diese Herausforderung an? Sehen wir uns dabei als Nachlassverwalter, die alles noch zu Ende führen, bis „der Letzte das Licht ausmacht“? Wollen wir uns „einschließen“ und überwintern, bis sich die Lage verbessert? Bevorzugen wir gar wie eine Sekte zu agieren, konzentriert nach innen und abweisend nach außen? Oder begreifen wir uns vielmehr – wie ich es schon bei der letzten Bistumswallfahrt formuliert habe – als eine „schöpferische Minderheit“, die von ihrer Sendung überzeugt ihre Möglichkeiten bewusst wahrnimmt und partnerschaftlich mit anderen zusammenarbeitet?

Die Reaktionen auf diese Zukunftsbilder waren sehr unterschiedlich: vom völligen Verriss über Gleichgültigkeit und Zurückhaltung bis zu dankbarer Aufnahme und großer Bereitschaft, sich darauf einzulassen. Es wurden aber auch manche Bedenken laut: Setzen wir uns damit nicht wieder einmal einem unnötigen Leistungsdruck aus? Schmeckt das Ganze nicht zu sehr nach Machbarkeit, so, als ob wir es in der Hand hätten, die Kirche zu retten oder zu verderben? Was nützen letztendlich solche Planvorgaben oder Planziele? Und noch drastischer wurde von jemandem gefragt: „Haben die Kampfpapieren der DDR-Regierung, die gegen Ende ihrer 40-jährigen Herrschaft immer optimistischer wurden, den Zusammenbruch verhindern können? War nicht gerade dort zu sehen, wie die Schere zwischen Wunsch und Wirklichkeit immer mehr auseinanderging?“ Ist der Kirche stattdessen – so die Gegenfrage – nicht die Verheißung gegeben, dass Christus bei ihr ist bis zum Ende der Welt, so dass „die Mächte der

Unterwelt“ – oder wie es früher hieß: „die Pforten der Hölle“ – sie nicht überwältigen (Mt 16,18)? Wäre es deshalb nicht das Wichtigste, uns gegenseitig in dieser Zuversicht zu stärken, statt immer wieder neu zu überlegen, was wir tun könnten? Sind wir mit unseren Pastoralprogrammen nicht ständig in der Gefahr, zu „Machern“ zu werden, zu heillosen Aktivisten, denen das „innerste Pünktlein“ abhanden kommt? Erliegen wir damit nicht der Illusion eines Barons Münchhausen, der behauptet hat, man könne sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen? Müssten wir – anders gesagt – nicht viel mehr der Gnade Gottes und dem Wirken des Heiligen Geistes vertrauen?

„Contemplativus in actione“

Solche Einwände haben mich angeregt, einmal etwas tiefer darüber nachzudenken, ob und wie göttliches und menschliches Tun wohl zusammenpassen.



Drei Krüge mit den Ölen zur Sakramenten-spendung. Im Gottesdienst zum Dies Sacerdotalis – dem Tag der Priester und Diakone – werden sie durch den Bischof geweiht. Daneben Brot und Wein für die Feier der Eucharistie.

Interessanterweise – und das ist das erste, was mir dabei einfiel – waren unsere Vorgänger im geistlichen Dienst auch nicht tatenlos, sondern haben zum Teil sogar sehr zielstrebig gehandelt, um dem Evangelium Jesu Christi und der Kirche zu irdisch wahrnehmbarem Erfolg zu verhelfen. Auch früher wurde nicht nur gebetet, sondern auch gebaut, organisiert und Geld gesammelt. Wie viele Kirchen, Pfarrzentren sowie Bildungs- und Sozialeinrichtungen sind dabei entstanden! Wie viele Aktionen für oder gegen etwas kamen zustande! Wie viele Hausbesuche wurden gemacht, wie viele Kinder zum Religionsunterricht abgeholt, wie viele Kreise, Gruppen oder Vereine gegrün-

det! Ja, gelegentlich haben sich sogar Pfarrer und Vikare darum bemüht, Jugendliche zu „verkuppeln“, damit es in den Gemeinden auch weiterhin katholische Ehen gäbe! Die Verkündigung erfolgte also durchaus recht handfest, und man hat sich auch immer wieder Gedanken gemacht, auf welche Weise man noch besser oder situationsgerechter dem christlichen Glauben und seiner Verbreitung dienen könne.

Dabei begegnet uns in der Geschichte der Kirche aber schon früh die Spannung zwischen Handeln und Gottvertrauen, zwischen Arbeiten und Beten, zwischen Aktion und Kontemplation. Eine klassische Schriftstelle, die oft in diesem Sinne interpretiert wurde, ist die Perikope der beiden Schwestern Maria und Martha. Es schien lange Zeit klar, dass Maria deshalb den besseren Teil erwählt hat, weil sie die Kontemplative ist, während Martha vor lauter Geschäftigkeit den Blick für das Wesentliche verliert. Kontemplation wurde höher bewertet als Aktion, die passive Hingabe an Gott als heilsamer angesehen als die aktive Verausgabung.

Es waren Mystiker wie Meister Eckhart, die den Blick auf eine urbiblische Erfahrung gelenkt haben: dass es nämlich im Grunde keinen Gegensatz zwischen beidem zu geben braucht. Die Gnade Gottes, aus der wir leben, drängt ins Leben, drängt ins Handeln. Gott braucht uns als seine Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. So heißt es auch in einem alten Gebet aus dem 14. Jahrhundert: „Christus hat keine anderen Hände als unsere Hände, um seine Arbeit heute zu tun. Er hat keine Füße, nur unsere Füße, um Menschen auf seinen Weg zu führen. Christus hat keine Lippen, nur unsere Lippen, um Menschen von ihm zu erzählen. Er hat keine Hilfe, nur unsere Hilfe, um Menschen an seine Seite zu bringen. Wir sind die einzige Bibel, die die Öffentlichkeit noch liest. Wir sind Gottes letzte Botschaft in Taten und Worten geschrieben.“ Fälschlicherweise könnte man diesen Text so verstehen, als ob alles nur noch von uns abhinge. Das ist nicht damit gemeint. Zum Ausdruck kommt aber, dass auch wir in der Nachfolge Jesu konkret gesandt sind, in seinem Geiste zu handeln.

Auch Ignatius von Loyola hat für unser christliches Rollenverständnis eine markante Formel geprägt, die es wert ist, sie sich einmal auf der Zunge zergehen zu lassen: „Bete, als hinge alles von dir ab, handle, als hinge alles von Gott ab“. Auf den ersten Blick klingt das paradox. Ich habe es oft genau anders herum gehört: „Bete, als hinge alles von Gott ab, handle, als hinge alles von dir ab“. Das erschien mir eher plausibel: eine gute Formel, um Gebet und Aktion zusammenzubringen. Aber Ignatius sagt: „Bete, als hinge alles von dir ab, handle, als

hingee alles von Gott ab.“ Und die heilige Therese von Lisieux ergänzt erläuternd: „vergiss beim Gebet nie, dass du das Deine tun musst, und ... vergiss nie bei deinen Taten, dich der Gnade zu vergewissern“. So ist es gemeint: beim Gebet nicht die eigene Verantwortung zu vergessen und beim Handeln auf Gottes Allmacht zu vertrauen. Diese dialektische Empfehlung könnte uns helfen, unseren Dienst sowohl tatkräftig als auch gelassen wahrzunehmen. Dabei werden wir aber im letzten sicher nie völlig begreifen, wie unser menschliches Handeln und Gottes Beistand nun wirklich zusammenwirken.

Im Vertrauen auf Gott zum Handeln bereit

Keine Frage also, unsere Zukunftsbilder gründen selbstverständlich auf der Überzeugung, dass Gott nach wie vor im Verborgenen wirkt und Christus als Haupt der Kirche letztlich für deren Geschick verantwortlich zeichnet. Wir haben auch schon die Erfahrung gemacht, dass Gott oftmals anders wirkt, als wir es uns vorstellen. „Der Mensch denkt“ – so lautet darum ein weiser Spruch – „und Gott lenkt.“ Ebenso ist uns bewusst: Der Geist Gottes weht, wo und wie er will, inner- wie außerkirchlich – und ist nicht von unseren Planungen oder Aktionen abhängig. Bevor wir irgendwohin aufbrechen, ist er längst schon da. Zugleich zeigt uns die biblische Geschichte jedoch eindrucksvoll und vielfältig: Gottes Wirken schaltet den Menschen nicht aus, sondern bezieht ihn geradezu in sein Heilswerk ein. So dürfen auch wir davon ausgehen, von Gott gesalbt, gesandt und beauftragt zu sein, uns mit unseren Kräften und Möglichkeiten für die Ausbreitung seines Reiches einzusetzen. Dabei ist es äußerst wichtig, im Gebet und bei all unseren Überlegungen immer wieder aufmerksam zu hören, was Gott von uns will, hier und heute. Das gilt jeder und jedem Einzelnen von uns, dazu sind wir aber auch als Gemeinschaft aufgerufen.

Wie könnte so etwas konkret werden? Da ist es zum einen wohl notwendig, gemeinsam auf die Zeichen der Zeit zu hören. Welche Strömungen nehmen wir in unserer Gesellschaft wahr? Was bewegt die Menschen? Und wie deuten wir das vom Evangelium her? Zum anderen gilt es auch, auf die Menschen außerhalb der Kirche zu hören. Durch sie kann unser Glaube „geerdet“ werden. Von ihnen lernen wir, unseren Auftrag als Kirche besser zu verstehen – denn zu ihnen sind wir gesandt. Deshalb müssen wir erfahren, wo sie stehen und was sie brauchen, was ihre Sehnsucht ist und wo sie sich als gefährdet erleben. Und schließlich ist es ganz entscheidend, immer wieder

zu bedenken, was wesentlich ist, und noch besser aufeinander zu hören: in unseren Gremien und Gemeinschaften, in unseren Gruppen, Verbänden und Einrichtungen. Wir brauchen Beratungen, in denen wir nicht nur am Beginn um den Beistand des Heiligen Geistes beten, sondern auch darauf vertrauen, dass er tatsächlich bei all unserem Suchen und Fragen bis zum Ende wirklich dabei ist. Warum sollte es mit seiner Hilfe nicht möglich sein, gemeinsam zu entdecken, welche Schritte wir zu gehen haben und wie das genau umgesetzt werden kann? In dieser Richtung kann ich mir einen Weg vorstellen, auf dem wir in unserem Bistum weiterkommen, einen Weg, auf dem wir uns Gott anvertrauen und zugleich unsere eigene Verantwortung wahrnehmen, einen Weg, der uns davor bewahrt, entweder heillose Aktivist*innen zu werden oder passiv einfach abzuwarten, dass sich schon alles irgendwie von selbst entwickeln wird.

„Bete, als hinge alles von dir ab, handle, als hinge alles von Gott ab“. Dieser Leitsatz des Ignatius von Loyola fordert uns heraus, Gebet und Handeln nicht gegeneinander auszuspielen. Konkret könnte das auch bedeuten, so zu beten, wie es Reinhold Niebuhr (1892-1971) einmal formuliert hat: „Gott, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.“ Und ein anderes Gebet, das wir im Ordinariatsrat am Anfang einer jeden Sitzung sprechen, lautet: „Komm heiliger Geist! Komm in unsere Mitte! Sei du bei uns! Lehre uns, was wir tun sollen! Zeige uns, was wir wirken müssen, damit wir durch deine Hilfe das Leben in Fülle erlangen.“ Ja, darum sollten wir immer wieder beten: um Gelassenheit, Mut und Weisheit. Möge Gottes heiliger Geist uns noch deutlicher zu erkennen geben, was er von uns erwartet! Mögen wir aber auch voller Elan darauf eingehen und das uns Mögliche wagen!

Schöpferische Minderheit sein

Gespräch mit der Katholischen Nachrichten-Agentur

KNA: Herr Bischof, hat das „Pastorale Zukunftsgespräch“ nicht gefruchtet oder warum gibt es jetzt mit den „Zukunftsbilder 2019“ eine neue Bistumsreform?

Bischof: Eine neue Reform ist das nicht. Aber die Entwicklung ist weitergegangen, bestimmte Dinge haben sich verschärft, wie der demografische Wandel und der Mangel an Priestern. Und nun geht es darum, neue konkrete Antworten auf die gegenwärtigen Herausforderungen zu finden. Wer sind wir hier als katholische Kirche in der Region, wie verstehen wir uns, was ist unsere Aufgabe, worin bestehen unsere Chancen und wo erfahren wir Grenzen. Das bedeutet einen Wandel der Mentalität, hin zu mehr Offenheit, ebenso wie strukturelle Veränderungen.

Ende 2010 war die Fusion von 186 Seelsorgeeinheiten zu 44 Pfarreien abgeschlossen. Wird jetzt noch mal zusammengestrichen?

In der Tat können wir inzwischen die erste unserer Pfarreien nicht mehr mit einem kanonischen Pfarrer besetzen. Aber in weiteren Fusionen sehe ich nicht die Lösung. Das muss in einem größeren Zusammenhang angegangen werden. So entstanden die Zukunftsbilder als Orientierungsrahmen, mit denen alle im Bistum aufgerufen sind, sich an der Suche nach Lösungen zu beteiligen.

Es geht also um die Baustellen Mentalität und Strukturen?

Ein Drittes kommt noch hinzu: Wie verstehen wir Kirche? Sehen wir sie weiterhin als Versorgungseinrichtung? Ist Kirche nur da, wo Priester sind? Oder sehen wir Kirche tiefer und weiter?

Das bedeutet, eine Veränderung im Selbstverständnis der Gläubigen?

Ja, entscheidend ist die Gesinnung, mit der wir alle im Bistum an unsere Situation herangehen. Verstehen wir uns als Nachlassverwalter einer Kirche von gestern, die weitermacht, bis nichts mehr läuft? Oder werden wir zu einer geschlossenen, elitären Gesellschaft, die sich zurückzieht, warten auf bessere Zeiten und entwickeln uns vielleicht zu

Wir nehmen die Menschen in unserer Umgebung wahr. Wir leben in Kontakt mit ihnen und versuchen daraus unser weiteres **Handeln** abzuleiten.

Wahrnehmung und **Wertschätzung** sowie Subsidiarität und Solidarität prägen die Pfarreien als regionale katholische Netzwerke.

Für die kollegiale Verantwortung in neuen **Leistungsformen** für Pfarreien gibt es verbindliche Regeln und Unterstützungsinstrumente.

Hauptberufliche sind vor allem Geistliche **Begleiter*innen**, die Leben, Handeln und Zeugnis der Menschen im Licht des Glaubens deuten helfen.

Wir wenden einen wesentlichen Teil der Ressourcen für die Arbeit mit der und für die **Nachbarschaft** auf.

Wir suchen für unseren Einsatz zu Gunsten gesellschaftlicher Anliegen externe **Partner**. Dabei soll ein Projekt die Armut in der Welt aufgreifen.

Die Eucharistie ist die zentrale Feier in der Pfarrei, zudem wird **Liturgie** vor Ort in ihrer Vielfalt gefeiert.

Kirche lebt auch an anderen, neuen **Orten** über die Pfarreien und ihre Gemeinden hinaus. Hierfür setzen wir Energie und Ressourcen ein.

Wir betreiben **Öffentlichkeitsarbeit** als einen Weg der Verkündigung: In allen Gemeinden, Gemeinschaften und Einrichtungen.

Priester und andere pastorale **Mitarbeiter*innen** konzentrieren sich auf pastorale Aufgaben.

Wir geben die **Fläche** nicht auf.

Das Leben in den Gemeinden, Gemeinschaften und Einrichtungen lässt Menschen auf ihren Glaubenswegen **wachsen**, es befähigt und ermächtigt sie zum Zeugnis.

Die Dienstleistungsfunktionen (anregen, steuern, unterstützen) des **Ordinariates** werden konsequent wahrgenommen und angewendet.

Außer an bewährten Orten in Familien, Schulen und den verschiedenen Formen der Gemeindekatechese findet **Glaubensunterweisung** zunehmend in generationsübergreifenden Kleingruppen statt, die Ehrenamtliche und/oder Hauptberufliche begleiten.

Wir sind aufmerksam für die **Charismen** und Begabungen in unseren Gemeinden und unterstützen Menschen auf ihrer Suche nach der eigenen Berufung.

Zukunftsbilder Bistum Magdeburg 2019

Unsere Verkündigung soll die Botschaft von der Zuwendung Gottes zu allen Menschen tragen.

Unser diakonisches Handeln soll den Dienst Gottes am Leben aller Menschen erfahrbar machen.

Unsere Liturgien sollen Menschen in und außerhalb der Kirche mit dem Geheimnis Gottes in Berührung bringen.

Wir sind Gottes Zeugen hier und heute

Als schöpferische Minderheit setzen wir in ökumenischem Geist seinen Auftrag um: In unseren Pfarreien, in Gemeinden, Gemeinschaften und Einrichtungen, in Kooperationen mit Partnern in der Gesellschaft. Wir genügen uns dabei nicht selbst, sondern geben missionarisch allen Menschen Anteil an der Hoffnung, die uns in Jesus Christus geschenkt ist.

einer Art Sekte? Das alles möchten weder ich noch die Mehrheit der Gläubigen im Bistum.

Was möchten Sie und die Gläubigen denn lieber?

Eine schöpferische Minderheit sein – in ökumenischem Geist und in Kooperation mit anderen Partnern. Auf dieser Basis soll alles andere aufbauen. Da wo Christen leben, da ist Kirche. Wir geben die Fläche jenseits der Kirchtürme nicht auf. Hilfreich für dieses Bewusstsein ist beispielsweise, wenn im Schematismus für jede Pfarrei nicht nur die Zahl der Katholiken, sondern auch die Zahl der Einwohner insgesamt erscheint. Das weitet den Blick.



Magdeburg und Châlons im partnerschaftlichen Austausch. Die beiden Bischöfe Gilbert Louis und Gerhard Feige umgeben von Mitgliedern ihrer Ordinariatsräte im Herbst 2013 im Kloster Huysburg.

Da muten Sie Ihren Gläubigen ja einiges zu.

Bei Visitationen finde ich schon viele Beispiele vor, die durchaus dieser Grundgesinnung entsprechen. Gleichwohl existieren große Ungleichzeitigkeiten. So gibt es fast in jeder Pfarrei sowohl Leute, die schon lange weiter denken, andere hingegen krampfen sich an Vergangenen fest und sehen darin den Maßstab für die Zukunft. Letztere erinnere ich gern an ein Zitat von Karl Rahner: „Kirche ist kein Ofen, der sich selber wärmt.“ Oder wie es der evangelische Theologe Heinz Zahrnt sagt: „Kirche dürfte keine Thermoskanne sein – nach innen warm und nach außen kalt.“

Schauen wir trotzdem mal in das Innere der Thermoskanne: In den Zukunftsbildern plädieren Sie für eine Vielfalt in der Liturgie. Wollen Sie den Status der Messe relativieren?

Nein, ganz und gar nicht. Aber die liturgische Vielfalt früherer Zeiten ist zu Unrecht in Vergessenheit geraten. Denken Sie an die verschiedenen Andachten, Stundengebete und Wortgottesfeiern ohne Priester. Darüber hinaus gibt es inzwischen noch weitere Formen, die auch Nichtchristen eine Mitfeier ermöglichen.

Manche Bischöfe sprechen sich ausdrücklich gegen Wortgottesfeiern am Sonntag aus.

Natürlich soll nicht der Wert der Eucharistiefeier untergraben werden. Aber ich finde, man muss immer die konkreten Situationen vor Ort in den Blick nehmen. Mir ist eine betende Gemeinde allemal lieber, als eine Gemeinde, die – weil kein Priester da ist – zu Hause bleibt.

Wenn Sie nicht mehr für alle Gemeinden einen Pfarrer haben, aber auch nicht weiter fusionieren wollen – was dann?

Es gibt da gute Impulse aus unserem französischen Partnerbistum Châlons. Dort werden die Pfarreien jeweils von einem Team aus Laien geleitet, beauftragt durch den Bischof. Es gibt zwar einen zugeordneten Priester, der aber nicht Gemeindeführer ist. Wir werden das sicher nicht genau so eins zu eins so umsetzen, aber denken in eine ähnliche Richtung.

Woher bekommen Sie sonst noch Anregungen für die Entwicklung des Bistums?

Auch aus anderen Bistümern, die schon länger nach neuen Wegen suchen: vor allem Poitiers, Linz und Hildesheim. Ein gemeinsames Treffen mit Vertretern von ihnen war äußerst interessant.

Da es ja alle betrifft – tauschen sich die Bischöfe bei ihren Konferenzen darüber aus?

Aufgrund der allgemeinen Problemfülle nur von Zeit zu Zeit. Wir hatten aber auch schon ausführliche Studientage dazu. Da die Situa-

on der einzelnen Bistümer jedoch sehr verschieden ist, kommt man kaum zu gemeinsamen Lösungen.

Sind denn zumindest die ostdeutschen Bischöfe darüber im Gespräch?

Natürlich, da wir mit ähnlichen Verhältnissen zu tun haben. Dadurch aber, dass in den vergangenen Jahren drei der Bischofsstühle neu besetzt worden sind und einer schon seit längerem vakant ist, braucht es seine Zeit, um sich wieder zusammen zu finden.

„Die Kirche ist kein Ofen, der sich selber wärmt!“ Das Bistum Magdeburg engagiert sich seit der politischen Wende stark im Bildungsbereich. Seine Schulstiftung trägt vier Grundschulen, drei Gymnasien und eine Sekundarschule. Von den rund 3000 Schülerinnen und Schülern ist nur etwa ein Drittel katholisch. Ganz bewusst sollen die Schulen auch ein Ort des Austauschs über christliche Werte sein. Im Frühjahr 2014 weihte Bischof Feige in Halle den Neubau der St. Franziskus-Grundschule. Mit ihr entstand in Sachsen-Anhalts erstmals eine Schule als Passivenergiehaus in Holzbauweise.



„Machdeburjer“ und Weltbürger

Zum 85. Geburtstag von Bischof em. Leo Nowak

Lieber Bischof Leo, seit 85 Jahren bist du unterwegs: als Mensch und Christ, als „Machdeburjer“ und Weltbürger, mit beiden Füßen auf der Erde und zugleich dem Himmel zugewandt, schon lange im priesterlichen und schließlich auch noch im bischöflichen Dienst. Mit dir verbindet sich die Verselbständigung unseres Bistums vor nunmehr 20 Jahren und manche entscheidende Weichenstellung für die weitere Entwicklung. Das alles hat dich durch und durch geprägt. Das war und ist dein Leben. Eine ganz besondere Bedeutung haben für dich sicher die letzten vier Jahrzehnte bekommen: zunächst als Leiter des Seelsorgeamtes und dann – nach der sogenannten Wende oder friedlichen Revolution von 1989 – als Bischof in und von Magdeburg. Aus dieser Zeit bist du auch den meisten, die sich heute hier versammelt haben, bekannt und vertraut.

Manchmal heißt es in Lobreden auf den einen oder anderen Bischof, er sei ein „Mann des klaren Wortes“. Gemeint ist damit zumeist, dass da jemand die Lehre der Kirche oder das, was er dafür hält, unmissverständlich und scharfzüngig vertritt, koste es, was es wolle, ohne Rücksicht, ob das noch verstanden wird oder auch die Herzen der Menschen erreicht. Und in den Medien beschreibt man bischöfliche Äußerungen aller Art fast immer nur – verkürzt und zugespitzt – mit den Begriffen: kritisieren, beklagen, vorwerfen, warnen, ermahnen, verurteilen, protestieren, geißeln, bekämpfen, appellieren und fordern. Dabei könnte man den Eindruck bekommen, als ob das Christentum nichts anderes sei als eine starre Ideologie, ein geschlossenes System, eine rigoristische Weltanschauung, eher niederdrückend und ausschließend als einladend und aufbauend.

Auf diesem Hintergrund erscheinst du, lieber Bischof Leo, als wohltuend anders. Damit verbinde ich nicht etwa die Vorstellung eines Leisetreters oder Gutmenschen, der aus Harmoniebedürfnis allen nach dem Munde redet, sich dem sogenannten Zeitgeist anpasst und unfähig ist, wenn notwendig auch zu widersprechen. Seit jeher giltst du jedoch als ein Mann des Ausgleichs und des Dialogs, als ein beherzter Seelsorger und eifriger Hirte mit missionarischem Profil, und nicht als kleinlicher Systemwächter oder bissiger Agitator. Schon als Vikar in der Jugendarbeit hat dich die Frage bedrängt: „Wie können wir die

befreiende Botschaft von Gottes Liebe zu allen Menschen in unserer Zeit überzeugend verkünden?“ Immer neu hast du dich seitdem um konkrete Antworten bemüht, hast unermüdlich versucht, vielfältige Möglichkeiten zu schaffen, um Christen wie Nichtchristen den Sinn des Lebens zu erschließen und die Freude am Glauben zu wecken. Dabei hast du nie verschwiegen, wovon du überzeugt bist: „Nur durch Gott“ – so schreibst du einmal – „kann der Mensch letztlich von der Angst befreit werden, vom Tod und der Knechtschaft der Sünde mit ihren vielen Gesichtern. Nur Gott schenkt dem Menschen ewiges Leben, das ihm nicht mehr genommen werden kann.“ Das aber schlägst du niemandem wie einen nassen Lappen um die Ohren. Zu dieser Sicht des christlichen Glaubens hast du vielmehr immer wieder freundlich eingeladen und ermuntert, sich darauf einzulassen. Bezeichnend dafür sind auch die Titel mehrerer deiner Publikationen: „Begegnung und Dialog“, „Gib die Hoffnung nicht auf“, „Un-glaublich“, „Un-möglich“ und „Un-verzagt“ – allesamt „Ermutigungen nicht nur für Christen“.

Als du Bischof wurdest, lieber Leo, war diese Aufgabe für dich zumal in einer sich radikal verändernden Gesellschaft eine enorme Herausforderung. Eine spannende Zeit begann mit Auf-, Ab- und Umbrüchen, mit vielen neuen Möglichkeiten, aber auch Problemen



„Seit jeher giltst du als ein Mann des Ausgleichs und des Dialogs“. Bischof Gerhard Feige gratuliert seinem Vorgänger im Amt.

und Unwägbarkeiten. Trotz allem haben dich Zuversicht und Elan nicht verlassen. Du warst und bist sicher immer noch von dem überzeugt, was du einmal so beschrieben hast: „Eine Vision, die etwas vor sich sieht, zeigt Wege auf, macht Mut und lässt hoffen. Sie sieht im Gegenwärtigen, was zukunftsfähig ist, und lässt, was keine Zukunft hat, hinter sich. Eine Vision überspringt also nicht einfach die Realität, was einer Utopie gleich käme, sondern sucht in der Gegenwart nach der Zukunft, ist aber als Zukunft auch immer etwas, das uns neu geschenkt wird.“

Eine solche Vision hat im „Pastoralen Zukunftsgespräch“ unseres Bistums von 2000 bis 2004 Gestalt angenommen und zu wichtigen Impulsen geführt. „Um Gottes und der Menschen willen – den Aufbruch wagen“, dieses Motto geht uns seitdem nicht aus dem Sinn und regt uns immer wieder an, aus uns selbst herauszugehen. Was wir brauchen, ist – wie du auch einmal formuliert hast – „eine fröhliche, ‚arm-selige‘, missionarische und kontaktfreudige Kirche“. Dabei sollte unsere Kleinheit kein Hindernis sein. Vielleicht bestehe darin sogar eine besondere Chance. „Ich habe“ – so ist von dir jedenfalls nachzulesen – „die Vorstellung, dass wir unsere Situation nicht nur andauernd beklagen und uns auf diese Weise ständig selbst blockieren und frustrieren, sondern diese Armut als eine Art Arm-Seligkeit verstehen und begreifen lernen, weil diese Armut dem Geist des Evangeliums entspricht.“ Damit hast du vor Jahren schon vorausgenommen, was Papst Franziskus uns in ähnlicher Weise heutzutage ans Herz legt. Und nicht nur damit befindest du dich schon lange auf einer Linie mit ihm. Wie er oder dein großes und begeisterndes Vorbild Johannes XXIII. hast auch du unserer Kirche ein äußerst sympathisches und lebenswürdiges Gesicht gegeben. Dafür sei dir von Herzen Dank gesagt!

Lieber Bischof Leo, du hast ein hohes Alter erreicht und dabei auch manche bedrückenden Erfahrungen machen müssen. Dennoch wirkst du auf uns immer noch recht jung. Was könnte – soweit es von dir abhängt – dafür ausschlaggebend sein? Dazu hast du einmal Albert Schweitzer zitiert, der sagt: „Niemand wird alt, weil er eine Anzahl von Jahren hinter sich gebracht hat. Man wird nur alt, wenn man seinen Idealen Lebewohl sagt. Mit den Jahren runzelt die Haut, mit dem Verzicht auf die Begeisterung aber runzelt die Seele... Du bist so jung wie deine Zuversicht, so alt wie deine Zweifel, so jung wie deine Hoffnung, so alt wie deine Verzagttheit. Solange die Botschaft der Schönheit, Freude, Kühnheit, Größe, Macht, die Botschaft von

der Erde, dem Menschen und dem Unendlichen dein Herz erreicht – so lange bist du jung. Erst wenn die Flügel nach unten hängen und das Innere deines Herzens vom Schnee des Pessimismus und vom Eis des Zynismus bedeckt sind, dann erst bist du wahrhaft alt geworden.“

In diesem Sinne wünsche ich dir von ganzem Herzen persönlich, aber auch im Namen der hier Anwesenden und vieler Christen wie Nichtchristen, dass du noch lange – selbst wenn sich manche Beschwerden einstellt – geistig jung bleibst und deinen Humor nicht verlierst. Möge Gott dir auch weiterhin nahe sein und dich sowohl jetzt auf Erden als auch dereinst in seiner Herrlichkeit erfahren lassen, was Jesus Christus uns verheißen hat: das Leben in Fülle. Auf eine nie endende Zukunft!

„Ökumenisch weitergehen!“¹

Brief zur Österlichen Bußzeit 2014

Liebe Schwestern und Brüder, am 21. November dieses Jahres soll in allen 27 katholischen Kathedralen Deutschlands ein ökumenischer Gottesdienst stattfinden. Anlass für dieses symbolträchtige Vorhaben ist die 50. Wiederkehr des Tages, an dem beim II. Vatikanischen Konzil das Ökumenismus-Dekret feierlich verkündet wurde. Damit hat sich unsere Kirche – wie Papst Johannes Paul II. einmal schrieb – „unumkehrbar dazu verpflichtet, den Weg der Suche nach Ökumene einzuschlagen und damit auf den Geist des Herrn zu hören, der uns lehrt, aufmerksam die ‚Zeichen der Zeit‘ zu lesen“². Zugleich gilt für uns seitdem „unmissverständlich, dass der Ökumenismus ... nicht bloß irgendein ‚Anhängsel‘ ist, das der traditionellen Tätigkeit der Kirche angefügt wird“, sondern „im Gegenteil“ „organisch zu ihrem Leben und ... Wirken“ gehört³. Doch was heißt das?

Vieles geschieht inzwischen gemeinsam

Schaut man auf die Entwicklung seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil zurück, so lassen sich in den zwischenkirchlichen Beziehungen und im christlichen Miteinander einerseits enorme Fortschritte und hoffnungsvolle Perspektiven feststellen, andererseits aber auch manche Ermüdungserscheinungen, Irritationen oder sogar Rückschläge. In einem Dialog der Liebe und der Wahrheit – durch zahlreiche Begegnungen und intensive Gespräche – hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass uns mehr verbindet als uns trennt. Auf allen Ebenen – an der sogenannten Basis, unter den Theologen und zwischen den Kirchenleitungen – ist man sich näher gekommen. Vieles geschieht inzwischen gemeinsam, vor allem im Einsatz für die Menschenwürde und das Gemeinwohl, für den Frieden, die Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung. In Deutschland – kann man sagen – ist die ökumenische Lage sogar besser als anderswo: sowohl im offiziellen Verhältnis als auch in den persönlichen Kontakten vor Ort. Und das betrifft nicht nur die katholischen und evangelischen Christen, sondern auch die orthodoxen und die meisten anderen. Darüber dürfen wir uns freuen. Das sollte nicht verunglimpft werden. Von einer „ökumenischen Eiszeit“ – wie einige sie ab und zu heraufbeschwören – kann keine Rede sein. Freilich ist damit nicht gesagt, dass schon alles bestens wäre. Neben Christen, die ökumenisch aufgeschlos-

sen, begeistert und engagiert sind, gibt es auch solche, für die Ökumene weiterhin ein Fremd-, Reiz- oder sogar Unwort ist. Manche möchten sich nicht verunsichern lassen und haben Angst um



Im Kreuzgang des Magdeburger Domes: Bischof Feige als Gast bei der Ordination neuer Seelsorgerinnen und Seelsorger für die Evangelische Kirche in Mitteldeutschland durch Bischöfin Ilse Junkermann.

ihre Identität, bei anderen scheint ganz einfach der Mangel an existentiellen Erfahrungen und persönlicher Betroffenheit dafür ausschlaggebend zu sein. Viele sind auch enttäuscht, dass die Einigung nicht schneller voranschreitet; vor allem leiden sie daran, dass eucharistische Gemeinschaft immer noch nicht möglich ist. Andere wiederum sind der Meinung, man sollte nicht länger problematisieren, eigentlich sei alles ganz einfach, denn – etwas ironisch zugespitzt – „die meisten würden ja sowieso nicht mehr viel glauben, und das könnten wir auch ruhig gemeinsam tun“. Gelegentlich leben auch konfessionalistische Verhaltensweisen wieder auf, versucht man, sich auf Kosten der anderen Seite zu profilieren, kommt es zu billiger Polemik. Schließlich zeigt sich in letzter Zeit immer mehr, dass es unter den Kirchen keine gemeinsame Vorstellung darüber gibt, wie denn eine anzustrebende Einheit aussehen solle. Klar ist, dass die katholische Kirche nicht mehr erwartet, dass alle anderen zu ihr zurückzukehren hätten. Sie strebt aber eine sichtbare Einheit an und ist der Auffassung, dass die noch trennenden Unterschiede – vor allem im Kirchen- und Amtsverständnis – zuvor behoben sein müssten. Die

evangelische Seite hingegen propagiert inzwischen immer stärker, sich trotz noch bestehender Differenzen einfach wechselseitig anzuerkennen. Auf einmal scheint Einheit unter dem Verdacht von Uniformierung, Zentralismus und Entmündigung in Verruf gekommen und fast zu einem Schreckgespenst geworden zu sein. Stattdessen wird konfessionelle Verschiedenheit als Ideal gepriesen, sieht man in der Entfremdungs- und Spaltungsgeschichte der Christenheit kaum noch eine Tragik, betrachtet man sie eher sogar als erfreuliche Entwicklung zu einer größeren „Buntheit“. „Himmelweit entfernt. Wozu noch Ökumene?“, so lautete dementsprechend auch der provozierende und schon tendenziöse Titel eines Podiumsgesprächs, dem ich mich kürzlich gestellt habe. Ja, warum und wozu – etwas sachlicher gefragt – soll Ökumene eigentlich gut sein? Ist es wirklich notwendig, sich noch mehr auf die anderen Christen zuzubewegen und eine größere Einheit zu suchen?

Das Mühen um Einheit soll ein Herzensanliegen sein

Interessanterweise geht schon aus der Heiligen Schrift hervor, dass das Bemühen um Einheit den Christen ein Herzensanliegen sein soll. Besonders eindrücklich erscheint das, wenn Jesus – wie im Johannesevangelium zu lesen ist – in der Stunde des Abschiedes betet: „Alle sollen eins sein: Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaubt, dass du mich gesandt hast.“⁴⁴ Und Paulus ermahnt seine Gemeinden, wie zum Beispiel im 1. Brief an die Korinther: „Seid alle einmütig, und duldet keine Spaltungen unter euch; seid ganz eines Sinnes und einer Meinung.“⁴⁵ Auch im Brief an die Epheser heißt es: „Seid demütig, friedfertig und geduldig, ertragt einander in Liebe, und bemüht euch, die Einheit des Geistes zu wahren durch den Frieden, der euch zusammenhält.“⁴⁶ Bedenkenswert ist vor allem, dass Jesus zwischen der Einheit und Liebe der Glaubenden und einer erfolgreichen Verkündigung des Evangeliums eine tiefe Beziehung sieht. Je zersplatterter seine Jünger sind, umso weniger werden sie die ungläubige Welt zur Erkenntnis der Wahrheit führen können. Aus dieser Erfahrung, dass Mission zum Ärgernis werden kann, wenn Vertreter verschiedener Kirchen nebeneinander oder gegeneinander versuchen, Menschen von ihrer Richtung zu überzeugen, ist auch die moderne ökumenische Bewegung entstanden. Und das gilt nicht nur für die sogenannten Missionsländer, sondern auch für Europa und Nordamerika. Hier ist die konfessionelle Spaltung sogar zu einem großen Teil mit dafür

verantwortlich, dass Christentum und Kirche an Bedeutung und Überzeugungskraft verloren haben.

Ein weiterer Grund, der nahelegt, ökumenisch weiterzugehen, ist die Erkenntnis, dass Spaltungen zwangsläufig zu Einseitigkeiten geführt haben. Jede der Kirchen und Konfessionen stellte bestimmte Elemente als das für sie Spezifische heraus und distanzierte sich entsprechend von den charakteristischen Merkmalen der anderen. Letztendlich ist manches dadurch ärmer und enger geworden. Um zur Fülle des christlichen Zeugnisses zurückzufinden, bedürfen alle heute auch der jeweils anderen Traditionen. Sich von deren Stärken und Schätzen anregen zu lassen, könnte das eigene Glaubensleben wesentlich bereichern. Dabei gehe es – wie Papst Franziskus jüngst betont hat – „darum, das, was der Geist bei ihnen gesät hat, als ein Geschenk aufzunehmen, das auch für uns bestimmt ist.“ Und er fährt fort: „Durch einen Austausch der Gaben kann der Geist uns immer mehr zur Wahrheit und zum Guten führen.“⁴⁷

Schließlich erscheinen mir besonders auch die vielen konfessionsverschiedenen Ehen und Familien, die oftmals zwischen den Kirchen hin- und hergerissen sind, als eine drängende Herausforderung, sich noch intensiver um ökumenische Lösungen zu mühen. Und manche gesellschaftliche Tragödie, die sich aus konfessionellen Gegensätzen ergibt oder damit zusammenhängt, macht außerdem deutlich, wie notwendig ökumenische Verständigung wäre; erinnert sei dabei zum Beispiel nur an Nordirland, das ehemalige Jugoslawien oder die Ukraine.

Was heißt das konkret

Was aber heißt das nun für uns konkret: für unsere Kirchen und Gemeinschaften, für unsere Pfarreien und Einrichtungen und für jeden einzelnen Christen? Worauf gilt es, Wert zu legen? Worum sollten wir uns vielleicht noch stärker mühen?

An erster Stelle ist da die geistliche Ökumene zu nennen: für- und miteinander zu beten, gemeinsam über das Wort Gottes nachzudenken und sich gegenseitig den Glauben zu bezeugen. Dabei ist geistliche Ökumene durchaus keine betuliche Angelegenheit. Zu ihr gehören untrennbar Umkehr und Erneuerung. Das aber betrifft alle. Und die Voraussetzung dafür ist, nicht nur den Splitter im Auge des anderen zu sehen, sondern auch den Balken bei sich selbst. Wer hingegen selbstzufrieden mit sich und seiner Kirche alles beim Alten lassen will und meint, keine reinigende Veränderung nötig zu haben, bringt die ökumenische Bewegung um ihre erneuernde Kraft und misstraut

vielleicht auch dem Heiligen Geist, uns weiter führen zu können, als wir es uns vorzustellen vermögen. Im Blick auf das 500jährige Reformationsgedenken 2017 könnte es sicher entkrampfend sein, wenn vorher noch so etwas wie ein Versöhnungsprozess in Gang käme, der sich den tragischen Folgen der evangelisch-katholischen Trennung und Entfremdung stellt, gewissermaßen



eine „Reinigung des Gedächtnis-

Als Vorsitzender der Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz empfing Bischof Feige am 13. Mai 2014 in Bonn den Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel Bartholomaios.

ses“ beziehungsweise „Heilung der Erinnerungen“. Für Deutschland insgesamt denkt eine Arbeitsgruppe darüber nach, auch, was für ein konkretes Zeichen ein geeigneter Ausdruck dafür wäre. Ich halte es für hilfreich, darüber hinaus auch auf der Ebene unserer Gemeinden die Geschichte der evangelischen und katholischen Christen vor Ort mit ihren Konflikten und positiven Erfahrungen zu erforschen, sich zu erzählen und zu bedenken.

Neben der geistlichen Ökumene als Herz unserer Bemühungen bedarf es auch des theologischen Dialogs. Er stellt gewissermaßen ihren Kopf dar. Schließlich ist man in der Vergangenheit nicht im Streit um Bagatellen auseinandergegangen, sondern im Eifer um den wahren Glauben und dessen treue Weitergabe. Darum ist es auch wichtig, die kontroversen Vorstellungen der Vergangenheit zu prüfen, Klärungen

voranzutreiben, Feindbilder, Klischees und Vorurteile zu überwinden und sich gegenseitig noch besser auf dem jeweils neuesten Stand von Lehre und Praxis wahrzunehmen.

Schließlich sind neben Herz und Kopf auch die Hände und Füße wichtig. „Tun, was eint“, so lautet ein bekanntes Motiv. Dabei geht es gewissermaßen um die Ökumene des Lebens. Oftmals ist es in diesem Bereich sogar am einfachsten. Aus gemeinsamen Lebenserfahrungen und einer besseren Kenntnis von- und übereinander erwächst meistens auch eine größere Bereitschaft, sich gegenseitig zu unterstützen, in vielem zusammen zu arbeiten und einheitlicher das Evangelium zu bezeugen. So hilft man sich zum Beispiel an verschiedenen Orten kirchenmusikalisch aus; vor allem sind es aber kommunale Anliegen oder gesellschaftliche Probleme, die zu ökumenischem Engagement führen.

Liebe Schwestern und Brüder, als kleine Minderheit wissen wir Katholiken im Bistum Magdeburg: „In einer Situation, in der christlicher Glaube längst nicht mehr selbstverständlich ist, kommt dem Umgang der Kirchen miteinander sowie ihrem gemeinsamen Auftreten eine besondere Bedeutung für ihre Glaubwürdigkeit zu ... Nur in einem lebendigen Miteinander werden die Kirchen in ihrem Tun und in ihren Anliegen von den Menschen verstanden und angenommen“.⁸ So jedenfalls hat es unser „Pastorales Zukunftsgespräch“ 2004 formuliert. Das aber gelingt nur, wenn es von vielen Einzelnen tatsächlich gewollt und immer wieder ganz konkret buchstabiert wird. Ich bin froh und dankbar, dass sowohl auf Leitungsebene als auch vor Ort viele Beispiele belegen, dass sich schon lange zwischen uns Christen ein geschwisterliches Verhältnis und eine konstruktive Partnerschaft entwickelt hat. Ich kann nur immer wieder staunen, wie viel an ökumenischer Gemeinsamkeit da in unserem Bistum schon selbstverständlich ist. In diesem Zusammenhang möchte ich auch einmal den anderen Christen, aber auch den Nichtchristen, danken, die in unseren verschiedenen Bildungs- und Sozialeinrichtungen sich mit uns zusammen um Gottes und der Menschen Willen einsetzen. Trotz mancher Schwierigkeiten gilt es, mit allen Kräften um die Einheit im Glauben und in der Liebe weiter zu ringen – möglichst vorurteilsfrei, im gegenseitigen Vertrauen, beharrlich und fair. Ich hoffe, dass wir im Umgang miteinander wach und sensibel bleiben. Setzen wir Herz und Verstand, Hände und Füße ein. Und lassen wir uns von Gottes mächtigem Geist bewegen. Das empfiehlt auch Papst Franziskus, wenn er im Blick auf die ökumenische Bewegung sagt: „Wir müssen uns

immer daran erinnern, dass wir Pilger sind und dass wir gemeinsam pilgern. Dafür soll man das Herz ohne Ängstlichkeit dem Weggefährten anvertrauen, ohne Misstrauen, und vor allem auf das schauen, was wir suchen: den Frieden im Angesicht des einen Gottes.“⁹

Liebe Schwestern und Brüder, dazu möchte ich Sie ermuntern und ermutigen, dazu erbitte ich Ihnen allen den Segen des allmächtigen und barmherzigen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

¹ Diese Formulierung verdanke ich der Publikation: M. Kappes/J. Oeldemann (Hg.), *Ökumenisch weitergehen! Die Impulse des Zweiten Vatikanischen Konzils aufnehmen und weiterführen*, Paderborn und Leipzig 2014.

² Papst Johannes Paul II., Enzyklika „*Ut unum sint*“ Nr. 3.

³ Ebd. Nr. 20.

⁴ Joh 17,21.

⁵ 1 Kor 1,10.

⁶ Eph 4,2f.

⁷ Papst Franziskus, Apostolisches Schreiben „*Evangelii gaudium*“ Nr. 246.

⁸ A. Schleinzler/R. Sternal (Hg.), *Um Gottes und der Menschen willen – den Aufbruch wagen*.

Dokumentation des Pastoralen Zukunftsgesprächs im Bistum Magdeburg, Leipzig 2004, 98 u. 101.

⁹ Ebd. Nr. 244.



„Werteverfall – Mythos oder Wirklichkeit?“ lautete das Thema des 8. Theologischen Gesprächs zwischen Vertretern der Russischen Orthodoxen Kirche des Moskauer Patriarchats und der Deutschen Bischofskonferenz im Oktober 2013 im Magdeburger Roncalli-Haus.

Versachlichung – Versöhnung – Verständigung

Katholische Zwischenbilanz auf dem Weg zum
Reformationsgedenken 2017

1617 haben evangelische Christen zum ersten Mal ein Reformationsjubiläum gefeiert.¹ 100 Jahre nach dem Beginn der Reformation ging es Lutheranern und Calvinisten dabei vor allem darum, sich der protestantischen Identität zu vergewissern und den durch das Trienter Konzil (1545-1563) ausgelösten Neuaufschwung des katholischen Lebens in den Schatten zu stellen. Rom setzte dem ein Sonderjubiläum zur „Ausrottung der Ketzereien“ entgegen. Ein Jahr später brach der Dreißigjährige Krieg aus. Auch 1717 verklärte man Luther in seinem Kampf gegen das Papsttum und als Gründer einer neuen Kirche. 1817 aber – nach der Völkerschlacht und dem Sieg über Napoleon – stieg Luther zum deutschen Nationalhelden und idealen Urbild eines Bürgers auf. Dies steigerte sich im folgenden Jahrhundert noch, so dass Luther 1917 nicht nur als Gründungsvater des Deutschen Reiches galt, sondern angesichts des Ersten Weltkrieges sogar wegen seines festen Gottvertrauens und seines unerschütterlichen Kampfeswillens als Deutscher schlechthin und als möglicher Retter des Volkes gepriesen wurde. In der Zeit des Nationalsozialismus war seine Rolle umstritten: Sollte man ihn – wie die Deutschen Christen – als Vorboten des Führers verstehen oder eher – wie die Vertreter der Bekennernden Kirche – als Rufer zum Widerstand? Und 1983 schließlich – anlässlich seines 500. Geburtstages – erklärten die kommunistischen Machthaber der DDR Luther zu einem „frühbürgerlichen Revolutionär“ und damit gewissermaßen zu einem Vorläufer ihrer ideologischen Vorstellungen. Alle bisherigen Reformationsjubiläen – so lässt sich rückblickend sagen – waren zum größten Teil antikatholisch und beziehungsweise oder von nationalen Interessen bestimmt. Bedenkenlos wurde Luthers Erbe dabei sowohl kirchenpolitisch als auch politisch instrumentalisiert, feierte man „immer zuerst und vor allem sich selbst“.²

Und nun steht 2017 der 500. Jahrestag der Reformation an. Wie soll er begangen werden? Was will man dabei in den Blick rücken? Durch welche Akzente wird er geprägt sein? Im Vergleich zu früheren Zeiten hat sich ja unser gesellschaftlicher Kontext beträchtlich gewandelt. Globalisierung und Säkularisierung sind Phänomene, die uns zutiefst

erfasst haben und beschäftigen. Wie kann man in dieser Situation weltweit und außerkirchlich die Bedeutung der Reformation ins Spiel bringen? Außerdem hat die Ökumenische Bewegung der Neuzeit unser christliches Selbstverständnis und die Beziehungen zwischen den Kirchen in den letzten Jahrzehnten enorm verändert. Vielerorts ist erfreulicherweise ökumenisches Denken und Handeln bestimmend geworden. Dazu gehört auch, dass es zwischen Lutheranern und Katholiken schon seit fast 50 Jahren einen recht fruchtbaren theologischen Dialog gibt. Wie aber könnte sich das in diesem Zusammenhang positiv auswirken? Innerbeziehungsweise zwischen evangelisch kommt noch hinzu, dass man 2017 erstmals bei einer solchen Jahrhundertfeier aufgrund der Leuenberger Konkordie von 1973 untereinander in Kirchen- und Abendmahlsgemeinschaft steht. Und schließlich fordert uns allesamt auch der Interreligiöse Dialog heraus.

Die Erwartungen an das bevorstehende Gedenkjahr sind hoch und je nach Interessenslage unterschiedlich. Bisher scheinen – wie der deutsche Historiker Hartmut Lehmann meint – drei nicht gerade originelle Konzepte in der Vorbereitung auf 2017 eine besondere Rolle zu spielen.³ Zum einen geht es wieder einmal darum, zentrale Orte der Reformation und dabei vor allem die Wirkungsstätten Luthers hervorzuheben und möglichst viele In- und Ausländer zu animieren, diese aufzusuchen. Ohne Zweifel kann das anregen, Luther und seine Wirkungsgeschichte besser zu verstehen, und doch wäre es zu wenig,

sich nur auf die Organisation von Pilgerreisen und die Förderung des Tourismus zu beschränken. Zum anderen ist man im Sinne einer konfessionellen Selbstvergewisserung bemüht, das protestantische Profil deutlicher herauszustellen und die



Eine katholische Zwischenbilanz auf dem Weg zum Reformationsgedenken 2017 zog Bischof Feige bei einem Vortrag im Juni 2014 in Osnabrück.

Entwicklung der modernen Gesellschaft manchmal recht einseitig und kurzschlüssig, vielleicht sogar etwas triumphalistisch auf die Reformation zurückzuführen. Und schließlich fehlt auch nicht der nationale Bezug auf die deutschen Ursprünge der Reformation, der besonders von Politikern mit Nachdruck betont wird und in der finanziellen Unterstützung durch den Staat seinen Ausdruck findet.

Selbstverständlich ist das Thema 500 Jahre Reformation zuerst einmal eine evangelische Angelegenheit. Viele Gremien – vor allem auf EKD- und landeskirchlicher Ebene – sind damit beschäftigt, sich auf 2017 vorzubereiten. Ähnliches kann man vom internationalen Luthertum sagen und von manchen anderen Kirchen, Richtungen und Gruppierungen, die auf ihre je eigene Weise in reformatorischer Tradition stehen. Schon seit längerem wird aber auch die katholische Kirche verschiedentlich zum Mitfeiern eingeladen. Manchen auf evangelischer wie katholischer Seite erscheint das fast selbstverständlich, wird der jährliche Reformationstag doch schon jetzt in verschiedenen Orten und Gemeinden ökumenisch begangen. Andere halten dies geradezu für absurd, weil sie so etwas wie einen protestantischen Widerspruch zum Katholischen als wesensmäßig und unüberwindbar ansehen. Wieder andere – und dazu gehöre auch ich – sind schließlich davon überzeugt, dass es für evangelische und katholische Christen entgegen aller Vorbehalte und Hindernisse möglich sein müsste und heilsam wäre, 2017 zu nutzen, um sich gegenseitig noch besser zu verstehen und einander näherzukommen. Schließlich ist dieser 500. Jahrestag auch für die katholische Kirche eine Herausforderung, die Einheit der Kirche neu in den Blick zu nehmen. In welcher Weise dies geschehen soll oder kann, ist freilich noch konkreter zu bedenken und zu klären. Dabei geht es der katholischen Seite nicht darum, der evangelischen etwa vorschreiben zu wollen, wie sie ihr Gedenkjahr zu begehen hätte. Das wäre anmaßend und liegt uns fern. Um der Einladung aber intellektuell-redlich und emotional-herzlich folgen zu können, wünschen wir uns freilich angesichts zurückliegender Reformationsjubiläen und mancher gegenwärtiger Tendenzen, noch deutlicher zu erfahren, was diesmal eigentlich gefeiert werden soll und worin gemeinsame Zugänge bestehen könnten. Erfreulicherweise hat sich da seit Beginn der Lutherdekade 2008 schon vieles getan. Vertreter der katholischen und der evangelischen Seite sind auf verschiedenen Ebenen darüber im Gespräch; es gibt Ideen und Ansätze; verschiedene Projekte sind auf dem Weg oder bereits umgesetzt. Und doch besteht noch die Gefahr, eine wirkliche Chance zu verpassen. Was halte ich in dieser Situation für wichtig? Was sollte beachtet werden? Was könnte hilf-

reich sein und uns weiterführen? Darauf möchte ich im Folgenden anhand der drei Leitbegriffe „Versachlichung – Versöhnung – Verständigung“ versuchen, Antworten zu geben.

Versachlichung

Immer noch gibt es im katholisch-evangelischen Verhältnis eine Menge Mythen, Klischees und Vorurteile, trifft man auf sonderbare Missverständnisse oder Unterstellungen, wird gegeneinander – bewusst oder unbewusst – polemisiert.

Das betrifft zunächst schon einmal das Bild Luthers. Obwohl man über ihn und seine Epoche inzwischen enorm viel weiß, wird er gelegentlich nach wie vor als legendärer Glaubensheld und Freiheitskämpfer präsentiert, der die katholische Kirche in die Knie gezwungen habe. So konnte man zum Beispiel auf dem Deckblatt einer zum Reformationstag 2012 verbreiteten Spezialausgabe des Magazins „chrismon“, das im Auftrag und Interesse der EKD erscheint, sehen, wie eine dunkle Gestalt einen Hammer schwingt und helle Blitze von der Aufschlagstelle zucken. Darunter war zu lesen: „Hier stehe ich! Er kann nicht anders: Martin Luther. Vielen Dank für ein Stück Freiheit.“ Mit der historischen Wirklichkeit haben solche und manche anderen markigen Darstellungsweisen nichts zu tun. Darin stimmen heutige Kirchen- wie Profanhistoriker größtenteils überein.

Freilich wird man nie objektiv oder authentisch rekonstruieren können, wie Luther wirklich war; er bleibt ein rätselhafter Mensch mit verschiedenen Zugangs- und Deutungsmöglichkeiten. Aufzeigen lässt sich aber, was aus Luther im Laufe der Zeit geworden ist, welche Bilder man sich von ihm gemacht hat. Zunächst als Mönch und Asket gesehen, dann als gelehrter Doktor und Professor, wurde aus ihm immer mehr ein prophetischer Gottesmann, kämpferischer Held und Neubegründer des Christentums. Seine zeitgenössischen Gegner dagegen verteufelten ihn als „siebenköpfig“ und damit als völlig widersprüchlich. Später dämonisierten oder pathologisierten ihn manche katholische Kirchenhistoriker.⁴

Im 20. Jahrhundert vollzog sich schließlich evangelischer- und dann auch katholischerseits ein Wandel zu einer differenzierteren – aber nicht tendenzfreien – Sicht des Reformators und seines Werkes. Seitdem kann man Luther in den verschiedenen Deutungen „mit und ohne Goldgrund“⁵ finden. Besonders prägend wurde der Versuch des evangelischen Theologen Gerhard Ebeling (1912-2001), Luther weitgehend aus seinem Schriftverständnis und losgelöst von den his-

torischen Umständen zu interpretieren. Im Zusammenhang mit diesem Lutherbild ist auch mancher antiökumenische Widerstand bestimmter evangelischer Kreise zu erklären, der sich seit 1983 formiert und dann auch gegen die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre gerichtet hat.

Daneben gibt es aber auch andere Sichtweisen. So vertritt zum Beispiel der evangelische Kirchenhistoriker Thomas Kaufmann die These vom „neuzeitlichen Luther“, der mit seiner Betonung des allgemeinen Priestertums aller Gläubigen eine gleichsam „kopernikanische Wende“ ausgelöst habe.⁶ Der Profanhistoriker Heinz Schilling sieht in Luther eher den „Rebell in einer Zeit des Umbruchs“ und plädiert dafür: „Es ist an der Zeit ... Martin Luther, sein Denken und Handeln wie dasjenige seiner Zeitgenossen als das darzustellen, was sie für den heutigen Menschen zuerst und vor allem sind, nämlich Zeugen ‚einer Welt, die wir verloren haben‘, oder besser gesagt, die nicht mehr die unsere ist und uns somit mit dem Fremden und ganz Anderen konfrontiert. Luther dachte und handelte als ein ‚Mensch zwischen Gott und Teufel‘, und als solcher ist er einer Gegenwart begreiflich zu machen, die den Teufel nicht mehr kennt und Gott nur noch – wo überhaupt – in Gottesbildern, die dem Wittenberger unverständlich gewesen wären.“⁷ Der evangelische Kirchenhistoriker Volker Leppin hingegen ist der Überzeugung, dass man Luther aus dem späten Mittelalter heraus und damit auch ökumenisch verstehen müsse; er habe spirituelle Fragen klären, aber nicht die Welt verändern wollen, und sei nicht urplötzlich zum Reformator geworden.⁸ Und Augustinus Sander schließlich, ein katholischer Lutherforscher, verstärkt diese Auffassung noch, wenn er betont, dass man Luther nicht von seiner Wirkungsgeschichte, sondern von seinen Ursprüngen her verstehen müsse; dann würde man entdecken, wie stark er durch Augustinus und Bernhard von Clairvaux geprägt und bis an sein Lebensende eigentlich katholisch verortet geblieben sei, zwar enorm innovativ, aber nicht unbedingt systemsprengend.⁹

Sicher wird Luther weiterhin umstritten bleiben; von einer Erkenntnis aber sollte man sich wohl gemeinsam leiten lassen: Er war – ob nun mehr mittelalterlich verwurzelt oder schon stärker neuzeitlich beflügelt – kein Mensch des frühen 21. Jahrhunderts. „Wer 2017“ – so warnt darum Hartmut Lehmann – „versuchen wird, ihn als Zeitgenossen heranzuziehen, der zu allen Fragen etwas Wichtiges und Konstruktives zu sagen hat, steht in Gefahr, Luthers Haltung vorschnell zu harmonisieren, zu simplifizieren und zu enthistorisieren.“¹⁰ Das gilt zum Beispiel besonders deutlich im Hinblick auf die neuzeit-

liche Haltung der Toleranz. Dazu war Luther nie bereit, nicht nur gegenüber dem Papsttum und der römischen Kirche, den Türken und den Juden, sondern auch nicht gegenüber den Täufern und aufständischen Bauern, dem Humanismus und verschiedenen Reformatoren. Damit setzt man sich evangelischerseits inzwischen durchaus kritisch und selbstkritisch auseinander.

Befremdlich wirkt in diesem Zusammenhang auch, wenn die Modernisierung der frühneuzeitlichen Gesellschaft und die weitere Entwicklung mehr oder weniger monokausal auf die Reformation zurückgeführt wird. Diesen Eindruck kann man jedenfalls gewinnen, wenn in den „Perspektiven für das Reformationsjubiläum 2017“, einer programmatischen Schrift, die von einem Kuratorium aus hochrangigen Vertretern der EKD und der Politik gemeinsam verantwortet wird, zu lesen ist: „Die Reformation hat nicht allein Kirche und Theologie grundlegend verändert. Vielmehr hat der aus ihr hervorgegangene und ihr verpflichtete Protestantismus das gesamte private und öffentliche Leben, gesellschaftliche Strukturen und Wirtschaftshandeln, kulturelle Wahrnehmungsmuster und Mentalitäten ebenso wie Rechtsauffassungen, Wissenschaftskonzepte und künstlerische Ausdrucksgestalten mitgeformt.“⁴¹

Gegenüber einer solchen Verengung der Perspektive sollte durchaus stärker beachtet werden, dass die lutherische Reform beziehungsweise die Reformation als protestantisches Ereignis Bestandteil einer viel breiteren Reformbewegung des 15. und 16. Jahrhunderts war, zu der auch katholische Erneuerungsprozesse gehörten.¹² Und sowohl davor wie auch danach hat es angesichts krisenhafter Zuspitzungen in der Kirchengeschichte immer wieder geistliche Aufbrüche und reinigende Neuorientierungen gegeben, so dass – wie Kardinal Kurt Koch kürzlich hervorgehoben hat – „die Reformation keinen Exklusivanspruch auf die Reform der Kirche erheben“⁴³ könne. So hätten zum Beispiel auch Franziskus und Dominikus oder Karl Borromäus entscheidende Reformbewegungen ausgelöst. Zudem ist – worauf unter anderem Lucian Hölscher überzeugend hinweist – die gesellschaftliche Modernisierung jener Zeit nicht allein auf protestantische Einflüsse zurückzuführen; auch katholische und jüdische sowie religionskritische und humanistische Reformbestrebungen haben mit dazu beigetragen.¹⁴ In ähnlicher Weise wird inzwischen auch die sogenannte Wende von 1989/90 in der DDR nicht mehr als eine fast ausschließlich „protestantische Revolution“ gedeutet. Evangelische Kirche und Christen haben daran – so Sebastian Kranich – durchaus einen entscheidenden Anteil gehabt, der nicht kleingeredet werden

darf; diesen gelte es aber auch nicht „zu überhöhen“, sondern „kritisch zu bestimmen und zu behaupten“.¹⁵

Ein weiteres Problemfeld zeigt sich da, wo von konfessionellen Grunddifferenzen die Rede ist oder Unterschiede in überzogener Weise als fundamental und unüberwindlich hingestellt werden. So lautete neulich erst der provozierende und schon tendenziöse Titel eines Podiumsgesprächs, zu dem ich eingeladen war: „Himmelweit entfernt. Wozu noch Ökumene?“ Und in der Hinführung dazu hieß es unter anderem: „Zwei Kirchen – zwei Kulturen: auf der einen Seite die männlich geprägte katholische Kirche mit ihren zölibatären Priestern, auf der anderen die evangelische Kirche mit ihren Pfarrerrinnen und Bischöfinnen. Da diskutiert die evangelische Kirche ein Familien-



Von seinem Arbeitszimmer blickt Bischof Feige auf den Magdeburger Dom. Schon mehrmals konnten die katholischen Christen der Stadt in der evangelischen Bischofskirche das Fronleichnamfest feiern.

papier, das von der traditionellen Ehe als alleiniger Lebensform abbrückt – und bei der katholischen Kirche nur Kopfschütteln auslöst. Da beharrt die katholische Kirche auf der Klärung theologischer Fragen, die nur noch Fachleute verstehen. Keine gemeinsame Linie auch in Fragen der Bio-Ethik wie Empfängnisverhütung und Sterbehilfe. Die evangelische Kirche, die sich als Kirche der Freiheit versteht und die katholische, die von ihren Gläubigen Gehorsam verlangt.“¹⁶

Auch bei manchen Kirchen-, Museums- und Stadtführungen kann man immer noch konfessionalistische Klischees – was angeblich typisch katholisch und typisch evangelisch sei –

hören, die schon im 16. Jahrhundert fragwürdig waren und heutzutage erst recht nicht mehr zutreffen. Solche Vereinfachungen fördern zwar einen populistischen Schlagabtausch und emotionale Abgrenzungen, tragen aber nicht zu einer realistischen Wahrnehmung der anderen Seite bei und bringen die ökumenischen Beziehungen keinen einzigen Schritt weiter. Vielmehr verschärft sich dadurch die Frage, ob einige auf evangelischer Seite den Widerspruch zum Katholischen brauchen, um sich klar definieren zu können. Wenn dem so wäre, würde man sich auch in Zukunft kaum näher kommen. Manche Theologen sind dieser Meinung, andere hingegen warnen vor solchen Tendenzen „protestantischer Rekonfessionalisierung“¹⁷. In verschiedenen Bereichen besteht also noch Klärungsbedarf, sollte die Wirklichkeit differenzierter wahrgenommen werden, wünschte man sich eine stärkere Versachlichung.

Versöhnung

Ursprünglich – so die Erkenntnis, die sich im Laufe des 20. Jahrhunderts immer mehr durchgesetzt hat – war es nicht die Absicht Luthers, die Kirche zu spalten, sondern vielmehr, sie grundlegend aus ihrem biblischen Ursprung heraus zu erneuern. Das aber ist aus unterschiedlichen Gründen misslungen. Stattdessen kam es in Folge der reformatorischen Auseinandersetzungen zu einer unsäglichen Trennungs- und Entfremdungsgeschichte mit zahllosen Konflikten und Verletzungen. Geistliche und theologische Anliegen vermischten sich mit politischen Interessen.

Beide Seiten – Katholiken und Protestanten – bekämpften sich schließlich nicht mehr nur mit feinsinnigen oder polemischen Argumenten, sondern auch gewaltsam. Blutige Konfessionskriege – vor allem im Kontext des sogenannten Dreißigjährigen Krieges (1618-1648) – wurden geführt, Andersgläubige unterdrückt, verfolgt oder vertrieben.¹⁸ Immer noch kann man sich zum Beispiel in Magdeburg anhören, dass die Stadt 1631 durch Tilly, den Feldherrn der katholischen kaiserlichen Truppen, erobert worden ist. 20 000 Menschen haben dabei den Tod gefunden. Fortan wurde „Magdeburgisieren“ zum sarkastischen Begriff für sinnloses Zerstören. Und Lützen im Süden Sachsen-Anhalts erinnert an den schwedischen König Gustav Adolf, der dort 1632 gefallen ist, zuvor aber siegreich in die Kämpfe eingegriffen hatte und darum evangelischerseits in Deutschland auch als Glaubensheld und Retter in der Not angesehen wird.

Jahrhundertlang war es belastend, wie evangelische oder katholi-

sche Mehrheiten mit den jeweils anderen konfessionellen Minderheiten umgingen. Vielfach durften keine Pfarreien errichtet oder Kirchen gebaut werden. Manche Kirchen wurden nur außerhalb des Zentrums gestattet und stehen darum vielleicht auch in einer – auf die frühere Stadtbegrenzung hinweisenden – „Mauerstraße“. Gelegentlich waren auch nach dem Zweiten Weltkrieg – jedenfalls in Mittelbeziehungsweise Ostdeutschland – noch Formulierungen wie „rattenkatholisch“, „Polaken“ als Bezeichnung für Katholiken oder „das ist doch zum katholisch werden“ zu hören. Umgekehrt sind in katholischen Gegenden auch Protestanten mehr oder weniger diskriminiert worden. Bis in die Gegenwart hinein leiden einzelne Christen – vor allem in konfessionsverschiedenen Ehen und Familien – und ganze Gruppen an der Spaltung, halten sich immer noch verschiedene Traumata, lösen konfessionalistische Verhärtungen auch neue Probleme aus, misstraut und verletzt man sich manchmal immer noch gegenseitig. Darauf hinzuweisen, ist nicht etwa von der Absicht geleitet, der evangelischen Seite das Reformationsgedenken zu vergällen. Vielmehr wird damit aufgegriffen, dass ja beide Seiten mit den letzten 500 Jahren auch diese schmerzlichen Erfahrungen verbinden, die einem völlig unkritischen Jubel über die Reformation und ihre Auswirkungen entgegenstehen.

Andererseits zeigt ein Blick in die Geschichte aber auch gegenteilige Tendenzen und Erfahrungen. So gab es schon in den Auseinandersetzungen des 16. Jahrhunderts um den wahren Glauben nicht nur unerbittliche Gegner, sondern auch interessante Vermittlungstheologen und Kirchenpolitiker, wie zum Beispiel Philipp Melanchthon (1497-1560) oder den letzten katholischen Bischof von Naumburg-Zeitz, Julius Pflug (1499-1564), einen Mann der Versöhnung und des Friedens, dem die Erneuerung und Einheit der Kirche ein Anliegen war und der sich darum an fast allen großen Religionsgesprächen seiner Zeit beteiligt hat.¹⁹

Erstauflänglich ist auch, dass beispielsweise in Halberstadt trotz erfolgreicher Reformation noch bis 1810 ein gemischt evangelisch-katholisches Domkapitel fortbestand, dessen Vertreter zwar größtenteils getrennt ihre eigenen Gottesdienste feierten, aber an der Tradition des gemeinsamen Stundengebetes festhielten.²⁰

Trotz der konfessionellen Abgrenzungen und vielfach erfahrbarer Feindseligkeiten lassen sich durch die Jahrhunderte hindurch auch noch manche andere Beispiele von Toleranz, Verständigungsbemühungen, gegenseitiger Unterstützung und wachsendem Vertrauen aufzeigen. Besonders haben die Erfahrungen des Ersten und Zweiten Weltkriegs

ges, von nationalsozialistischer und kommunistischer Diktatur, von Vernichtung und Vertreibung sowie von Unterdrückung durch religionsfeindliche Mächte mit dazu beigetragen, die Überzeugungen der anderen Christen wohlwollender als zuvor wahrzunehmen und sich solidarischer aufeinander zuzubewegen. So war es zum Beispiel in den Diasporagebieten Mittel- und Ostdeutschlands nach 1945 verstärkt möglich und bald verhältnismäßig unkompliziert, dass aus katholischen Flüchtlingen neu entstandene Gemeinden ihre Gottesdienste in evangelischen Kirchen feiern konnten.²¹ Schließlich haben die Ökumenische Bewegung und die mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil erfolgte Öffnung der katholischen Kirche für deren Anliegen bewirkt, dass das katholisch-evangelische Verhältnis sich zumeist deutlich verbesserte und recht positiv entwickelte. Das zeigt sich beispielsweise auch beim Magdeburger Dom. So ist darin zwar noch immer auf einer Tafel in lateinischer Sprache zu lesen, dass am 1. Adventssonntag des Jahres 1567 durch die Verkündigung des reinen Evangeliums und die richtige Verwaltung der Sakramente der Dom gereinigt und der Antichrist vertrieben – also der bislang katholische Gottesdienst verworfen – worden sei,²² zugleich aber konnten wir Katholiken ihn inzwischen schon öfters – so während der Renovierung unserer Kathedrale 2003/2004 oder sogar zu großen Fronleichnamsgottesdiensten aller unserer Gemeinden der Stadt – fast selbstverständlich mitbenutzen. 2009 habe ich dort auch offiziell an der Einführung der neuen Bischöfin und erst jüngst an einem zentralen Ordinationsgottesdienst teilgenommen.

Betrachtet man alles, was hinter uns liegt, sowohl die negativen wie die positiven Erfahrungen, die beide Seiten miteinander gemacht haben, so könnte man mit dem evangelischen Systematiker Michael Beintker sagen: „Wir wissen, was wir einander angetan haben und was wir aneinander haben.“ Das sollte noch mehr erforscht, zur Kenntnis genommen und geistlich bedacht werden. Dabei geht es nicht darum, sich gegenseitig Schuld und Versagen aufzurechnen, sondern durch ein solches Bemühen möglicherweise zu einer „Reinigung des Gedächtnisses“ beziehungsweise einer „Heilung der Erinnerungen“ zu gelangen. Wir haben allen Grund, uns selbstkritisch der Vergangenheit zu stellen, nichts, was übel war, zu beschönigen oder zu verdrängen, soweit wir persönlich die Spaltung mit zu verantworten haben, um Vergebung zu bitten, Buße zu tun und ein Zeichen unserer Bereitschaft zur Umkehr und zu einem Neuanfang zu setzen. Ebenso dürfen wir nicht vergessen, wie uns Gottes Geist nach aller konfessionellen Profilierung oder konfessionalistischen Isolierung wieder

aufeinander verwiesen hat. Dies alles erscheint mir als eine wesentliche Voraussetzung dafür, entkrampfter beziehungsweise gelöster auf das Reformationsgedenken zuzugehen.

Als eines der Vorbilder für einen solchen Aufarbeitungsversuch kann der orthodox-katholische Versöhnungsakt von 1965 gesehen werden. Auf Initiative des Ökumenischen Patriarchen Athenagoras und von Papst Paul VI. hatte sich eine gemeinsame Studienkommission darum bemüht, die Hintergründe des Schismas von 1054, das klischeehaft für die Trennung von Ost- und Westkirche steht, zu erhellen und seine belastende Bedeutung der historischen Wirklichkeit gemäß zu relativieren. Bei der letzten Sitzung des Zweiten Vatikanischen Konzils in Rom und gleichzeitig auch in Konstantinopel wurde dann eine Gemeinsame Erklärung von Papst und Patriarch mit seiner Synode verlesen, in der es heißt, dass diese die ärgerlichen Vorkommnisse von 1054 bedauern, „aus dem Gedächtnis und der Mitte der Kirche tilgen und dem Vergessen anheimfallen lassen“.²³ Damit war zwar nicht unmittelbar die Einheit zwischen Rom und Konstantinopel und der gesamten byzantinischen Orthodoxie wiederhergestellt, wohl aber ein ganz entscheidendes psychologisch-emotionales Hindernis beseitigt und eine neue Qualität in den gegenseitigen Beziehungen ermöglicht worden.

Ein weiteres Beispiel für eine beeindruckende Geste der Versöhnung ist die Erklärung, die der Lutherische Weltbund auf seiner Fünften Vollversammlung in Evian 1979 als Antwort auf eine zu Herzen gehende Ansprache von Kardinal Johannes Willebrands abgegeben hat. In dieser Erklärung heißt es, dass „wir als lutherische Christen und Gemeinden bereit sind zu sehen, wie das Urteil der Reformatoren über die Römisch-katholische Kirche und Theologie ihrer Zeit oft nicht frei war von polemischen Verzerrungen, die zum Teil bis in die Gegenwart nachwirken. Wir bedauern aufrichtig, dass unsere römisch-katholischen Brüder durch solche polemischen Darstellungen gekränkt und missverstanden worden sind. Mit Dankbarkeit erinnern wir uns an die Erklärung Papst Pauls VI. zu Beginn der zweiten Session des Zweiten Vatikanischen Konzils, in der er seine Bitte um Vergebung aussprach für alle Kränkungen, die durch die Römisch-katholische Kirche geschehen sind. Im Gebet des Herrn bitten wir zusammen mit allen Christen um Vergebung. Lasst uns deshalb darauf bedacht sein, einander aufrichtig und in Liebe zu begegnen.“²⁴

Schließlich soll noch eine Vergebungsbitte erwähnt werden, die erst wenige Jahre zurückliegt. Eine gemeinsame lutherisch-mennonitische Studienkommission hatte die Verfolgungsgeschichte der Täufer un-

tersucht und war zu schockierenden und beschämenden Ergebnissen gekommen. Auf deren Grundlage erklärte der Lutherische Weltbund dann auf seiner Elften Vollversammlung in Stuttgart 2010, dass Lutheraner „tiefes Bedauern und Schmerz über die Verfolgung der Täufer durch lutherische Obrigkeiten empfinden und besonders darüber, dass lutherische Reformatoren diese Verfolgung theologisch unterstützt haben. Deshalb ... bitten wir ... Gott und unsere mennonitischen Schwes-



Im Juli 2014 besuchte der Bischof zum ersten Mal die ökumenische Gemeinschaft von Taizé, um sich mit den Brüdern über aktuelle Entwicklungen auszutauschen. Hier ist er im Gespräch mit Frère Alois, dem Leiter der Kommunität.

tern und Brüder um Vergebung für das Leiden, das unsere Vorfahren im 16. Jahrhundert den Täufern zugefügt haben, für das Vergessen oder Ignorieren dieser Verfolgung in den folgenden Jahrhunderten und für alle unzutreffenden, irreführenden und verletzenden Darstellungen der Täufer und Mennoniten, die lutherische AutorInnen bis heute in wissenschaftlicher oder nichtwissenschaftlicher Form verbreitet haben.“²⁵ Und die Mennoniten haben dieser Bitte entsprochen und auf eindrucksvolle Weise Vergebung gewährt.

Durch solche bewegenden Beispiele angeregt müht sich im Blick auf 2017 seit einiger Zeit eine Arbeitsgruppe, die vom Kontaktgesprächskreis zwischen Vertretern der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland eingerichtet wurde, um eine Stellungnahme zu den theologisch-systematischen Grundlagen einer „Heilung der Erinnerungen“ und um einen konkreten Vorschlag, in welcher Weise die Schuld der Vergangenheit vor Gott getragen und unser Wille zur Versöhnung zum Ausdruck gebracht werden kann. Zu denken ist da vor allem an einen gemeinsa-

men Buß- oder Versöhnungsgottesdienst, der sinnvollerweise zum Beispiel in der Fastenzeit 2017 gefeiert werden könnte. Auch auf internationaler Ebene laufen zwischen Lutherischem Weltbund und Päpstlichem Einheitsrat solche Überlegungen beziehungsweise Vorbereitungen. Ebenso hielte ich es auf regionaler oder lokaler Ebene für hilfreich, wenigstens punktuell die evangelisch-katholische Geschichte vor Ort mit ihren Konflikten und auch positiven Erfahrungen zu reflektieren und geistlich zu verarbeiten. Ohne eine ehrliche Auseinandersetzung mit vergangenen und aktuellen Verwundungen beziehungsweise Irritationen gibt es keine wirkliche Versöhnung.

Verständigung

Nach jahrzehntelangen ökumenischen Dialogen – auch mit Lutheranern und Reformierten – lässt sich zu Recht mit Kardinal Walter Kasper sagen, „dass viele Vorurteile und Missverständnisse der Vergangenheit überwunden, dass Brücken eines neuen gegenseitigen Verstehens und praktischer Zusammenarbeit errichtet wurden. In vielen Fällen wurden Annäherungen und Übereinstimmungen gefunden, und althergebrachte – unglücklicherweise immer noch bestehende – Differenzen konnten besser identifiziert werden.“²⁶

Zu diesem Verständigungsprozess gehört zum Beispiel auch, dass schon 1983 von der internationalen Römisch-katholischen/Evangelisch-lutherischen Kommission anlässlich des 500. Geburtstages Martin Luthers über diesen gesagt werden konnte: „Man beginnt, ihn gemeinsam als Zeugen des Evangeliums, Lehrer im Glauben und Rufer zur geistlichen Erneuerung zu würdigen.“²⁷ Inzwischen dürfte noch deutlicher geworden sein, dass Luther auch für Katholiken nach einer langen Zeit des unversöhnlichen Gegensatzes wieder eine geistliche und theologische Herausforderung darstellt. Diese ist – wie Papst Benedikt XVI. bei seinem Besuch in Erfurt 2011 betonte – besonders darin zu sehen, dass Luther sein Leben lang mit tiefer Leidenschaft um Gott gerungen hat und sein Denken und seine ganze Spiritualität zutiefst auf Christus ausgerichtet waren.²⁸

Ein enormer Fortschritt für das katholisch-lutherische Verhältnis war es dann, dass 1999 zum ersten Mal seit der Reformation beide Seiten offiziell – durch Vertreter des Lutherischen Weltbundes und des Päpstlichen Einheitsrates – eine Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre unterzeichnen konnten.²⁹ Hauptsächlich war es ja in den theologischen Auseinandersetzungen des 16. Jahrhunderts um diese Problematik gegangen. Wird der Sünder allein aus Gnade gerechtfertigt –

wie Luther meinte – oder aufgrund seiner Verdienste und Mitwirkung? So lauteten – jedenfalls schroff und plakativ zugespitzt – die gegensätzlichen Positionen seit jener Zeit. Nunmehr aber war es möglich geworden, gemeinsam zu bekennen: „Allein aus Gnade im Glauben an die Heilstat Christi, nicht aufgrund unseres Verdienstes, werden wir von Gott angenommen und empfangen den heiligen Geist, der unsere Herzen erneuert und befähigt und aufruft zu guten Werken.“³⁰ Zugleich wird dann noch entfaltet und festgestellt, dass die verbleibenden lutherisch-katholischen Unterschiede „in der Sprache, der theologischen Ausgestaltung und der Akzentsetzung des Rechtfertigungsverständnisses“³¹ nicht der grundsätzlichen Übereinstimmung widersprechen, sondern diese ergänzen und sogar bereichern können. In der Sprache der Theologen nennt man das einen „differenzierten Konsens“. Damit haben auch alle gegenseitigen Lehrurteilungen in der Frage der Rechtfertigung im Blick auf die heutigen Partner ihre kirchentrennende Wirkung verloren.

Wie aber konnte es gelingen, eine so grundsätzliche Kontroverse zu überwinden? Mehrere Faktoren haben dazu beigetragen. Neben neueren Erkenntnissen in der biblischen Exegese war es die Möglichkeit, die vielschichtigen historischen Zusammenhänge inzwischen deutlicher wahrzunehmen, auch die „Beschränktheiten“ der Denkformen und Begriffsbildungen der verschiedenen Parteien jener Zeit oder den enormen Einfluss nichttheologischer Kräfte und Umstände. Dazu gehört auch, emotionale und psychische Aspekte zu beachten. So haben zum Beispiel leidvolle Erfahrungen auf beiden Seiten ein solches Misstrauen erzeugt, dass man sich gegenseitig vielfach nur im Licht oder Schatten irgendwelcher Extrempositionen sah. Darüber hinaus war außerdem die Einsicht hilfreich, dass man durchaus mit verschiedenen Worten dasselbe meinen kann und mit denselben Worten Verschiedenes, und dass in anderen Zusammenhängen manches neu interpretiert und formuliert werden muss, um verständlich zu bleiben. Durch eine solche differenzierte Auseinandersetzung mit der Rechtfertigungsproblematik ist es gelungen, die Beziehungen zwischen Katholiken und Lutheranern auf eine qualitativ neue Basis zu stellen. Damit sind zwar noch nicht alle kirchentrennenden Hindernisse beseitigt, aber Möglichkeiten aufgezeigt, wie man auch mit den weiterhin bestehenden umgehen könnte.

Einen weiteren wichtigen Beitrag zur katholisch-lutherischen Verständigung stellt der Bericht dar, den die im Auftrag des Lutherischen Weltbundes und des Päpstlichen Einheitsrates arbeitende gemeinsame Kommission für die Einheit am 17. Juni 2013 unter dem Titel

„Vom Konflikt zur Gemeinschaft“ veröffentlicht hat.³² Ausgehend von den gesellschaftlichen und ökumenischen Herausforderungen unserer Zeit, neueren Erkenntnissen der Mittelalterforschung, dem Wandel des katholischen Lutherbildes und der kirchlichen Entwicklung seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil wird darin kritisch und wohlwollend versucht, gemeinsam darzustellen, wie die Reformation verlaufen ist und die katholische Seite darauf reagierte, um welche Themen es hauptsächlich ging, worin jeweils Luthers Position und die katholischen Anliegen bestanden und was nach den bisherigen ökumenischen Dialogen gemeinsam gesagt werden kann beziehungsweise different geblieben ist. Schließlich betont man auch gemeinsam, dass es nicht darum gehen könne, eine Spaltung zu feiern, sondern vielmehr Dank zu sagen für das damals grundgelegte erneuerte Verständnis des Evangeliums und des Glaubens an Jesus Christus. Auch den schmerzvollen Schattenseiten der Reformation müsste man sich gemeinsam stellen, einschließlich der Tatsache, dass sich beide Parteien im 16. Jahrhundert nicht nur häufig missverstanden, sondern sich gegenseitig auch bewusst lächerlich gemacht haben. Die Intention dieses Textes ist klar: Es geht darum, Lutheraner und Katholiken noch mehr füreinander zu sensibilisieren und Zugänge zu einem möglichst gemeinsamen Reformationsgedenken zu erschließen.

Dem Anliegen, das reformatorische Geschehen differenziert wahrnehmen und konfessionell übergreifend verstehen zu wollen, dienen auch verschiedene andere Projekte. So hat der Ökumenische Arbeitskreis evangelischer und katholischer Theologen in Deutschland einen Text vorbereitet, der noch 2014 erscheinen soll und den Titel trägt: „Reformation. Eine ökumenische Perspektive“. Ebenso beabsichtigt er, ein Lesebuch zu veröffentlichen, in dem zentrale Schriften der Reformationszeit ökumenisch kommentiert werden. Zudem arbeiten das Johann-Adam-Möhler-Institut in Paderborn und das Ökumenische Institut des Lutherischen Weltbundes in Straßburg gemeinsam an einer katholisch-evangelischen Interpretation und Kommentierung der 95 Ablassthesen Luthers.

Inzwischen hat der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland im Hinblick auf 2017 am 14. Mai 2014 unter dem Titel „Rechtfertigung und Freiheit“ einen sogenannten Grundlagentext herausgegeben.³³ Hatte man bislang eher die geistes-, kultur- und sozialgeschichtlichen Auswirkungen der Reformation hervorgehoben, geht es erfreulicherweise den Verfassern dieses Textes nunmehr vor allem darum, wesentliche theologische Einsichten der Reformation im aktuellen Kontext zu erläutern. Vieles ist durchaus sympathisch formu-

liert und klingt für katholische Christen einladend: so zum Beispiel dass die Reformation „wesentlich ein religiöses Ereignis war“,³⁴ „in eine Reihe spätmittelalterlicher Reformbewegungen“ gehört und nicht „als Durchbruch der Wahrheit“ nach einem „finsternen Mittelalter“ verstanden werden kann,³⁵ oder dass die Reformatoren die Rechtfertigungslehre „nicht erfunden“, sondern „neu formuliert und anders zugespitzt“ haben,³⁶ dass Luther sich „als Reformkatholik darstellt“³⁷ und auch nicht „der Erste“ war, „der eine Bibelübersetzung vorlegte“,³⁸ dass man manches, was bei früheren Jubiläen gesagt und veranstaltet wurde,³⁹ bedauert und diesmal in „ökumenischer Weite feiern“ wolle,⁴⁰ auch „gemeinsam mit der römisch-katholischen Christenheit“⁴¹. Und doch vermittelt der Text nicht den Eindruck, tatsächlich ökumenisch aufgeschlossen zu sein. Die Spaltung der abendländischen Christenheit wird – heutigem Empfinden gemäß – mit „Pluralisierung“ schöngeredet. „Die Idee“ – so heißt es – „der von Luther erhofften und von Rom proklamierten Universalkirche erwies sich als nicht haltbar.“⁴² Folglich erscheint in diesem Text auch nicht mehr die Einheit der Kirche als Leitvorstellung, sondern eine aus dem reformatorischen Freiheitsverständnis folgende konfessionelle Vielfalt. Und die katholische Kirche sieht man auch nur noch als eine der durch die Reformation geprägten Konfessionen.⁴³ Befremdlicherweise wird trotz ausführlicher Erschließungsversuche der Rechtfertigungsproblematik nirgendwo erwähnt, dass darin seit 1999 offiziell zwischen Katholiken und Lutheranern ein „differenzierter Konsens“ besteht, das heißt die eigentliche Streitfrage ihre Bedeutung verloren hat. Stattdessen spitzt man das Verständnis der reformationstypischen Formulierungen „solus Christus“, „sola gratia“ oder „sola scriptura“ noch exklusiv zu und betont, damit sei zugleich gemeint: Christus – nicht Kirche, Gnade – nicht Werke, und Schrift – nicht Tradition.⁴⁴ Anders als das internationale lutherisch-katholische Dokument „Vom Konflikt zur Gemeinschaft“ macht es der Grundlagentext der EKD Katholiken nicht unbedingt einfacher, sich stärker auf 2017 einzulassen.

Welche Aspekte könnten dennoch sinnvoll und motivierend sein, von katholischen und evangelischen Christen in Deutschland anlässlich des Reformationsgedenkens gemeinsam gewürdigt zu werden?

Zum einen ist es für mich die Erkenntnis beziehungsweise Tatsache, dass uns mehr miteinander verbindet als uns voneinander trennt. Vor allem gilt dies seit der Verständigung in der Rechtfertigungsfrage, selbst wenn dieser entscheidende Durchbruch immer noch nicht allseits gebührend wahrgenommen oder sogar von einigen – vor allem evan-

gelischen Theologen in Deutschland – massiv angefochten wird. Darin besteht jedenfalls offiziell weltweit seit 1999 zwischen Katholiken und Lutheranern und seit 2006 auch noch mit den Methodisten eine grundlegende Übereinstimmung. Das, was jahrhundertlang als die wesentliche Ursache der Trennung angesehen wurde, hat damit seine Bedeutung verloren. Die Gründe, sich gegenseitig zu verurteilen, sind hinfällig geworden. Auch bei anderen klassischen Gegensätzen ist man zu theologischen Konsensen oder zumindest Konvergenzen gekommen, sind Verkrampfungen gelöst und neue Zugänge gefunden worden, sieht man sich gegenseitig – obwohl noch manche Fragen offen oder kontrovers geblieben sind – wieder mehr im Lichte Christi und als gemeinsame Glieder an seinem Leib. Dieses Bewusstsein ist durch das Zweite Vatikanische Konzil auch dadurch gefördert worden, dass es im Dekret über den Ökumenismus „Unitatis redintegratio“ über die „getrennten Kirchen und Gemeinschaften“ ausdrücklich heißt, dass der Geist Christi sich gewürdigt hat, „sie als Mittel des Heils zu gebrauchen“.⁴⁵ Zudem wird die Notwendigkeit betont, „dass die Katholiken die wahrhaft christlichen Güter aus dem gemeinsamen Erbe mit Freude anerkennen und hochschätzen, die sich bei den ... getrennten Brüdern finden. Es ist billig und heilsam“ – fährt der Text fort – „die Reichtümer Christi und das Wirken der Geisteskräfte im Leben der anderen anzuerkennen, die für Christus Zeugnis geben, manchmal bis zur Hingabe des Lebens.“⁴⁶ Demgemäß erklärt auch Papst Franziskus in seinem Apostolischen Schreiben „Evangelii gaudium“: „So zahlreich und so kostbar sind die Dinge, die uns verbinden! Und wenn wir wirklich an das freie und großzügige Handeln des Geistes glauben, wie viele Dinge können wir voneinander lernen! Es handelt sich nicht nur darum, Informationen über die anderen zu erhalten, um sie besser kennenzulernen, sondern darum, das, was der Geist bei ihnen gesät hat, als ein Geschenk aufzunehmen, das auch für uns bestimmt ist.“⁴⁷ Für all das dürfen wir dankbar sein: die gegenseitige Annäherung im Glauben und in der Liebe, die Einsicht, dass Gottes Geist auch bei den anderen Christen wirkt, und die Erfahrung, durch einen Austausch der Gaben bereichert zu werden. Ist das nicht schon einmal ein bedenkenswerter Grund, sich 2017 auch gemeinsam freuen zu können?

Hinzu kommt zum anderen die Besinnung auf das, was Luther vor allem bewegt hat. In seiner Kritik an manchen theologischen Vorstellungen und kirchlichen Lebensformen verstand er sich immer als „unseres Herrn Jesu Christi unwürdiger Evangelist“. Die Heilige Schrift ging ihm über alles; und auch das altkirchliche Bekenntnis zum dreiei-

nigen Gott und zu Christi Person und Werk verstand er als verbindlichen Ausdruck der biblischen Botschaft. Die Gerechtigkeit Gottes – so kann man Luthers „reformatorische Entdeckung“ mit einfachen Worten wiedergeben – besteht nicht darin, dass er den Sünder verurteilt, sondern dass er ihm durch Christus Barmherzigkeit schenkt. „Was Christum treibet“, – darauf hat auch Papst Benedikt XVI. 2011 in Erfurt hingewiesen – „war für Luther der entscheidende hermeneutische Maßstab für die Auslegung der Heiligen Schrift. Dies aber“ – so fährt der Papst fort – „setzt voraus, dass Christus die Mitte unserer Spiritualität und dass die Liebe zu ihm, das Mitleben mit ihm unser Leben bestimmt.“⁴⁸ Darum müsste es uns Christen also gemeinsam gehen: sich im Glauben durch Christus erneuern zu lassen, die schöpferische Kraft des Evangeliums auch für unsere Zeit wiederzuentdecken und dafür in Wort und Tat Zeugnis abzulegen. Von daher könnte das Reformationsgedenken auch – wofür inzwischen außer dem Ratsvorsitzenden der EKD Nikolaus Schneider auch noch andere von evangelischer wie katholischer Seite plädieren – als „Christusfest“ verstanden und gefeiert werden.⁴⁹ Das wäre ein weiterer ökumenischer Zugang, der es nicht nur katholischen Christen ermöglichte, wohlwollender auf das Reformationsgedenken einzugehen.

Schließlich – und das scheint mir noch ein wichtiger Ansatz zu sein – hat die Reformation überdeutlich ins Bewusstsein gebracht, dass die Kirche – wie es das Zweite Vatikanische Konzil dann auch ausdrückt – eine „*ecclesia semper reformanda*“ ist, das heißt von Christus gerufen sich ständig erneuern lassen muss.⁵⁰ Eine solche Erneuerung der Kirche aber besteht „wesentlich im Wachstum der Treue gegenüber ihrer eigenen Berufung“ und muss – so eine Präzisierung des katholischen Theologen Heinrich Fries – „ursprungstreu, zielorientiert und situationsbezogen“ sein. Dazu gehört nach Zeiten konfessioneller Entfremdung und Verengung für Katholiken wie Lutheraner und andere auch, bereit zu sein, sich „durch die Begegnung mit dem Anderen und durch das gegenseitige Zeugnis des Glaubens verändern zu lassen“⁵¹. Das bedeutet im Blick auf die getrennten Kirchen aber ebenso, nicht selbstzufrieden im Status quo zu verharren, sondern weiterhin oder erneut die sichtbare Einheit zu suchen, unbeirrbar und konkret.⁵² Von daher darf wohl auch – wie Kardinal Kurt Koch es kürzlich formuliert hat – angefragt werden, ob das bevorstehende Reformationsgedenken „der weiteren Legitimierung eines auf protestantischer Seite favorisierten ekklesiologischen Pluralismus dienen will, oder ob es als vitaler Anlass verstanden wird, in erneuerter Weise

nach einem gemeinsamen Ziel des ökumenischen Dialogs zu suchen und dieses an der Einheitsbitte Jesu in seinem hohepriesterlichen Gebet zu orientieren⁶⁵³. Ließen sich nicht auch diese Erfahrung, dass der Geist Gottes die Kirche immer wieder erneuert hat, und die Bereitschaft, sich auch heute vertrauensvoll darauf einzulassen und nach Kräften mitzuwirken, ökumenisch gemeinsam zum Ausdruck bringen?

Im Blick auf das Reformationsgedenken 2017 sehe ich in den Beziehungen zwischen Protestanten und Katholiken durchaus Möglichkeiten zur Versachlichung, zur Versöhnung und zur Verständigung. Ich halte es sogar für sehr wahrscheinlich, dass es auf internationaler Ebene zwischen Lutherischem Weltbund und Päpstlichem Einheitsrat gelingen wird, dieses Ereignis konstruktiv, würdig und zukunftsweisend miteinander zu begehen. Auch in verschiedenen Regionen Deutschlands deuten manche Überlegungen und Vorbereitungen schon darauf hin, dass Landeskirchen und Bistümer sich der ökumenischen Herausforderung bewusst und konkret stellen wollen. Ich bin zuversichtlich, dass darüber hinaus auch zwischen dem Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz gemeinsame Formen gefunden werden, zumutbar und anregend mit dem Reformationsgedenken umzugehen.

Im ersten Brief an die Korinther schreibt Paulus (12,26): „Wenn ... ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit, wenn ein Glied geehrt wird,



Das Grab Martin Luthers in der Wittenberger Schlosskirche.

freuen sich alle anderen mit.“ Wenn nun evangelischer- wie katholischerseits gelehrt wird, dass die Kirche der Leib Christi sei, und man dies noch bewusster wahrnimmt, könnte das dazu führen, dass man wenigstens füreinander ein größeres Gespür bekommt: warum die einen sich dankbar und froh der Reformation erinnern und die anderen aufgrund der daraus folgenden Spaltung der abendländischen Christenheit damit ihre Schwierigkeiten haben. Sicher bleibt es sowohl eine Zumutung mitzuleiden, als auch, sich mitzufreuen. Vielleicht könnte dies aber doch gelingen und fruchtbar werden für die Einheit der Kirche und die Glaubwürdigkeit unserer Verkündigung.

¹ Vgl. Annina Ligniez, *Legitimation durch Geschichte. Das erste Reformationsjubiläum 1617 in Wittenberg*, in: K. Tanner (Hg.), *Konstruktion von Geschichte. Jubelrede-Predigt-Protestantische Historiographie (LStRLO 18)*, Leipzig 2012, 53-66.

² Vgl. Hartmut Lehmann, *Die Deutschen und ihr Luther*, in: FAZ vom 25.08.2008, Zitat aus: ders., *Luthergedächtnis 1817 bis 2017*, Göttingen 2012, 11.

³ Vgl. Hartmut Lehmann, *Luther in der Welt heute sehen. Das Reformationsjubiläum 2017 als einzigartige Chance*, in: *Politik und Kultur* 6/2013; ders., *Unterschiedliche Erwartungen an das Reformationsjubiläum 2017*, in: *Ratlos vor dem Reformationsjubiläum 2017?*, BThZ 28, Heft 1 (2011) 16-27.

⁴ Z.B. Heinrich Denifle und Hartmann Grisar.

⁵ Vgl. Volker Leppin, *Martin Luther, Darmstadt 2006*, 11.

⁶ Vgl. Thomas Kaufmann, *Martin Luther, München* ²2010.

⁷ Heinz Schilling, *Martin Luther. Rebell in einer Zeit des Umbruchs, München* ²2013, 15.

⁸ Vgl. Volker Leppin, *Martin Luther, Darmstadt 2006*.

⁹ So in seinem Referat „Luther. Konfessorisch-katholische Annäherungen“ bei einer Studientagung für die Ökumenereferenten der deutschen Bistümer am 21./22.11.2013 in Eisenach.

¹⁰ Hartmut Lehmann, *Unterschiedliche Erwartungen an das Reformationsjubiläum 2017*, in: *Ratlos vor dem Reformationsjubiläum 2017?*, BThZ 28, Heft 1 (2011) 20.

¹¹ *500 Jahre Reformation. Luther 2017. Perspektiven für das Reformationsjubiläum 2017*, hg. v. der Geschäftsstelle der EKD in Wittenberg o.J., II. 06.

¹² Vgl. z.B. Harm Kluetting, *Luther und die Neuzeit, Darmstadt 2011*.

¹³ Kardinal Kurt Koch, *Buße, Dankbarkeit und Hoffnung. Reformationsgedenken in ökumenischer Sicht. Kurzreferat vom 9. Okt. 2013*, in: KNA-ÖKI Nr. 45 (05.11.2013) *Dokumentation, I-V*, hier: I.

¹⁴ Vgl. Lucian Hölscher, *8 Thesen zum Reformationsjubiläum 2017, Ms. eines Vortrags vom 26. Okt. 2012*, 1-5.

¹⁵ Vgl. Sebastian Kranich, *1989/90: Protestantische Revolution?*, in: K. Tanner (Hg.), *Konstruktion von Geschichte. Jubelrede-Predigt-Protestantische Historiographie (LStRLO 18)*, Leipzig 2012, 347-361.

¹⁶ Flyer zum 9. Konstanzer Konzilsgespräch am 31. Januar 2014; Veranstalter: Arbeitskreis Konzilsgespräche Konstanz; Sendung am 3. Februar 2014 in der Reihe SWR2 Forum.

¹⁷ Ulrich Kühn, *Die ökumenische Verpflichtung lutherischer Theologie*, in: *Theologische Literaturzeitung* 122 (1997) 522; vgl. auch Theodor Dieter, *Die Vergegenwärtigung der Reformation und die Ökumene – ein weites spannungsreiches Feld*, Ms. eines Vortrags vom 2. März 2012, 3f.

¹⁸ Vgl. z.B. Gerhard Feige, „Pax optima rerum – Der Friede ist das Beste der Dinge“. *Der Dreißigjährige Krieg und die Option für einen konfessionellen Frieden*, in: ders., *Auf ökumenischer Spur. Studien - Artikel - Predigten*, Münster 2011, 241-257.

¹⁹ Vgl. Wieland Held, *Julius Pflug (1499-1564): der letzte katholische Bischof von Naumburg-Zeitz als Vermittler zwischen den Konfessionen und als Kirchen- und Landesfürst*, in: *Neues Archiv für sächsische Geschichte* 71 (2000) 53-93.

²⁰ Vgl. Andreas Odenthal, *Gefeierte Ökumene. Zur nachreformatorischen Stundenliturgie des gemischt konfessionellen Domkapitels in Halberstadt*, in: *LJ* 53 (2003) 76-100.

²¹ Vgl. Josef Pilvousek, *Gottesdienste in evangelischen Kirchen Thüringens für katholische Evakuierte, Flüchtlinge und Vertriebene*, in: Tobias Sarx u.a. (Hg.), *Protestantismus und Gesellschaft. Beiträge zur Geschichte von Kirche und Diakonie im 19. und 20. Jahrhundert*. Jochen-Christoph Kaiser zum 65. Geburtstag (Konfession und Gesellschaft 47), Stuttgart 2013, 133-149.

²² *Anno Domini 1567 [millesimo quingentesimo sexagesimo septimo]. Dominica prima Adventus. Repurgatum est hoc templum Cathedrale. Et inchoata pura evangelii praedicatio et legitima sacramentorum administratio Exploso Antichristo: veni, audi et vide.*

²³ Vgl. *Gemeinsame Erklärung des Papstes Paul VI. und des Patriarchen Athenagoras I. über die Aufhebung der Exkommunikationen* - 7. Dezember 1965, in: *DwÜ I*, 522f.

²⁴ *Erklärung der Fünften Vollversammlung des LWB zum Besuch Kardinal Willebrands*, in: *Chr.*

Krause/W. Müller-Römheld (Hg.), *Evian 1970. Offizieller Bericht der Fünften Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes* (epd dokumentation, Bd.3), Witten/Frankfurt/Berlin 1970, 207f.

²⁵ *Beschlussfassung zum Erbe der lutherischen Verfolgung von Täuferinnen und Täufern, zit. n.: Vom Konflikt zur Gemeinschaft. Gemeinsames lutherisch-katholisches Reformationsgedenken im Jahr 2017. Bericht der Lutherisch/Römisch-katholischen Kommission für die Einheit, Leipzig/Paderborn 2013, 94.*

²⁶ *Walter Kardinal Kasper, Die Früchte ernten. Grundlagen christlichen Glaubens im ökumenischen Dialog, Paderborn/Leipzig 2011, 12.*

²⁷ *Martin Luther – Zeuge Jesu Christi, in: DwÜ II, 444-451, hier: 445. Vgl. dazu auch Gerhard Feige, Auf ökumenischer Spur. Studien - Artikel - Predigten, Münster 2011, 225-230.*

²⁸ *Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 189, Bonn 2011, 70-74.*

²⁹ *Der Text der Erklärung sowie weitere Dokumente dazu finden sich in: DwÜ III, 419-441.*

³⁰ *Ebd. 423.*

³¹ *Ebd. 429.*

³² *Vom Konflikt zur Gemeinschaft. Gemeinsames lutherisch-katholisches Reformationsgedenken im Jahr 2017. Bericht der Lutherisch/Römisch-katholischen Kommission für die Einheit, Leipzig/Paderborn 2013.*

³³ *Rechtfertigung und Freiheit. 500 Jahre Reformation 2017. Ein Grundlagentext des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Gütersloh 2014.*

³⁴ *Ebd. 11.*

³⁵ *Ebd. 12.*

³⁶ *Ebd. 13.*

³⁷ *Ebd. 16.*

³⁸ *Ebd. 80.*

³⁹ *Ebd. 17.*

⁴⁰ *Ebd. 9.*

⁴¹ *Ebd. 22.*

⁴² *Ebd. 21.*

⁴³ *Ebd.*

⁴⁴ *Ebd. 47.*

⁴⁵ *UR 3.*

⁴⁶ *UR 4.*

⁴⁷ *Papst Franziskus, Apostolisches Schreiben EVANGELII GAUDIUM 246, in: Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 194, Bonn 2013, 167.*

⁴⁸ *Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 189, Bonn 2011, 72.*

⁴⁹ *Vgl. auch Rechtfertigung und Freiheit. 500 Jahre Reformation 2017. Ein Grundlagentext des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Gütersloh 2014, 109.*

⁵⁰ *Vgl. LG 8f.; UR 6.*

⁵¹ *Vom Konflikt zur Gemeinschaft. Gemeinsames lutherisch-katholisches Reformationsgedenken im Jahr 2017. Bericht der Lutherisch/Römisch-katholischen Kommission für die Einheit, Leipzig/Paderborn 2013, 96.*

⁵² *Vgl. ebd.*

⁵³ *Kardinal Kurt Koch, Buße, Dankbarkeit und Hoffnung. Reformationsgedenken in ökumenischer Sicht. Kurzreferat vom 9. Okt. 2013, in: KNA-ÖKI Nr. 45 (05.11. 2013) Dokumentation, I-V, hier: IV.*

Ein recht persönlicher Wahlaufruf zur Bundestagswahl 2013

Bis 1989 – also zu DDR-Zeiten – bin ich entweder gar nicht wählen gegangen oder habe auf dem Stimmzettel alles durchgestrichen. Eigentlich wurde erwartet, den Stimmzettel mit den gemeinsamen Kandidaten der sogenannten Nationalen Front ungelesen nur zusammenzufalten und in die Wahlurne zu werfen. Auf ein derart entwürdigendes Verfahren war ich jedoch nicht bereit, mich ernsthaft einzulassen. Jede Wahl diene ja dem herrschenden Regime lediglich dazu, sich wieder einmal zu vergewissern, ob man die Bevölkerung noch im Griff hatte. Manche bezeichneten diese Wahlen auch als „Viehzählung“.

Wie erhebend war es dagegen, nach der friedlichen Revolution und gesellschaftlichen Wende 1990 erstmals wirklich frei wählen zu können; die Beteiligung lag dabei übrigens bei 94 Prozent. Doch schon bald erschien vielen die errungene Freiheit „grauer als der Traum von ihr“. Ernüchternde Enttäuschungen folgten überzogenen Erwartungen. Und tatsächlich ist die Freiheit anstrengend und überfordert oftmals sogar, können viele Wünsche nicht erfüllt werden, geht es zum Teil ungerecht und unbarmherzig in unserer Gesellschaft zu. Kein Wunder, wenn sich inzwischen auch eine gewisse Politikverdrossenheit breitgemacht hat.



Nicht Demagogen verfallen

Außerdem ist es bedauerlicherweise immer noch nicht jedem und jeder bewusst, dass Demokratie ein kostbares, aber auch gefährdetes Gut ist. Um diese Staatsform mit Leben zu erfüllen und notfalls auch zu verteidigen, bedarf es engagierter Bürgerinnen und Bürger. Verantwortung ist gefragt, auf allen Ebenen, nicht nur in der Politik, sondern auch in allen Bereichen der Zivilgesellschaft, auf Bundesebene wie vor Ort.

Ich habe durchaus manches Verständnis für alle, die den Wahlkampf

als lächerlich empfinden, keiner der Versprechungen glauben können und sich schon entschieden haben, nicht zu wählen, oder noch nicht wissen, wen beziehungsweise welche Partei oder ob sie überhaupt wählen sollen. Dennoch bin ich der Meinung: Auch wenn es keine Partei gibt, die vollständig meinen eigenen Vorstellungen oder denen anderer entspricht, sollte man sich an der Wahl beteiligen und wenigstens – wie manche sagen – dem kleineren Übel seine Stimme geben. Dabei halte ich es für wichtig, nicht denen zu verfallen, die demagogisch argumentieren oder den Himmel auf Erden versprechen; vertrauenswürdiger sind die Politiker, die sich für Ziele, die aus christlicher Sicht unverzichtbar sind, und für realistische Lösungsmöglichkeiten einsetzen. Darum rufe ich noch einmal alle auf, Ihr Wahlrecht wahrzunehmen und damit – wenn auch indirekt – mitzuentscheiden, wie es in Deutschland weitergehen soll. Ich jedenfalls werde mich an dieser Abstimmung beteiligen.

Würde- und geistvoll leben

Firmpredigt 2013

Apg 2,1-6.14.22b-23.32-33; Röm 8,14-17; Mt 16,24-27

Was ist der Mensch? Diese Frage treibt Menschen schon seit Jahrtausenden um. Ein blinder Zufall der Natur – oder ein bewusst hervorgebrachtes Geschöpf? Eine gesichtslose Nummer – oder ein unverwechselbares Original? Das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse – oder ein selbst bestimmtes Individuum? Vielleicht aber einfach auch nur sich selbst ein Rätsel?

Zwischen Determination und Freiheit

In vielem sind wir festgelegt: durch Erbanlagen und äußere Bedingungen. Der eine ist ein Überflieger, der andere begreift nur schwer. Der eine wirkt wie ein Athlet, der andere wie eine graue Maus. Der eine hat reiche Eltern und kann sich viel leisten, der andere muss mit wenig zurechtkommen. Niemand kann sich selbst aussuchen, wo und wann er zur Welt kommt. Und doch sind wir nicht nur das Ergebnis unserer Eltern und äußerer Einflüsse. Wir erfahren auch Freiheit und haben viele Möglichkeiten, unser Leben selbst mit zu gestalten.

In Freiheit zu leben, ist aber nicht unbedingt einfach; viele sind davon überfordert. Dauernd entscheiden zu müssen, kann belastend sein. Alles erscheint wie „ein großes Warenhaus mit vielen Auswahlmöglichkeiten“, im ganz persönlichen Bereich wie auch im öffentlichen Leben. Soll ich mich nun bei den unzähligen Handyversionen für diese oder jene Ausführung entscheiden, oder doch noch für eine ganz andere? Und wie sieht das im Supermarkt bei der Fülle von Angeboten aus, selbst beim Katzen- und Hundefutter? Auch beim Zappen zwischen den Fernsehprogrammen fällt es manchen immer schwerer, noch irgendwo anzuhalten und einem Kanal den Vorzug zu geben.

In DDR-Zeiten haben wir uns nach freiheitlicheren Verhältnissen gesehnt, und heute kann man manchmal hören: „Die Freiheit ist grauer als der Traum von ihr“, alltäglicher, komplizierter und aufreibender als gedacht. Tatsächlich bedeutet Freiheit auch nicht nur: Ich kann machen, was ich will. Sie ist mir vielmehr geschenkt, dass ich verantwortungsvoll mit ihr umgehe. Sie fordert mich heraus und strengt an, ist Gabe und Aufgabe zugleich.

Dabei gibt es viele kleine Entscheidungen, manchmal aber auch richtige Weichenstellungen, die sich auf das ganze weitere Leben auswirken. Welche Ausbildung ist für mich die richtige? Soll ich einen praktischen Beruf ergreifen oder besser studieren? Welche Freunde oder Freundinnen finde ich? Mit wem möchte ich eine Ehe eingehen und eine Familie gründen? Oder entscheide ich mich dafür, Priester zu werden, vielleicht auch in ein Kloster zu gehen? Lasse ich mich treiben und warte, was auf mich zukommt, oder bemühe ich mich zielstrebig um meine Zukunft? Bin ich bereit, politische Verantwortung zu übernehmen, oder halte ich mich aus allem raus? Und wie sieht es mit meiner Kirchenzugehörigkeit aus? Halte ich unseren christlichen Glauben für bedeutungsvoll, versuche ich danach zu leben oder ist mir das gleichgültig? Habe ich den Mut, gegebenenfalls auch gegen den Strom zu schwimmen, oder passe ich mich eher dem an, was in den Medien oder am Stammtisch als zeitgemäß und fortschrittlich propagiert wird?

Söhne und Töchter Gottes

Ihr habt in vielem die Wahl. Durch jeden und jede von euch kann unsere Welt schöner, liebevoller und menschlicher werden, aber auch schlechter, hässlicher und unmenschlicher. Was ist dabei grundlegend und wichtig? Worauf kommt es letztlich an?

„Ihr habt“ – so sagt es uns Paulus heute im Brief an die Römer – „nicht einen Geist empfangen, der euch zu Sklaven macht, so dass ihr euch ... fürchten müsstet, sondern ihr habt den Geist empfangen, der euch zu Söhnen (und Töchtern) Gottes macht.“ Und er fährt fort: „So bezeugt der Geist selber unserem Geist, dass wir Kinder Gottes sind.“

Was heißt das? Sicher zunächst einmal: Wir sollen uns unserer Würde bewusst werden. Jede und jeder von uns ist „wer“! Dafür sind jedoch nicht Stärke und Macht, Reichtum und Schönheit, Intelligenz und Erfolg ausschlaggebend. Im Gegenteil! Unabhängig von alledem ist jeder Mensch gewissermaßen von Gott geadelt, sein Ebenbild. Und das gilt vom Embryo bis hin zum Sterbenden. Jeder Mensch ist einmalig und nicht genormt, zur Freiheit berufen und nicht als Marionette gedacht, in vielem berechenbar und doch unendlich geheimnisvoll, mit einer eigenen Geschichte, Sehnsucht und Zukunft. Auch in denen, die anderen als nutzlos, belastend und überflüssig erscheinen, leuchtet das Antlitz Gottes auf. Von daher gibt es keine wertlosen Menschen, aber auch keine wertvollen. Hilfreich ist dazu, was Immanuel Kant schreibt: „Im Reich der Zwecke hat alles entweder

einen Preis oder eine Würde. Was einen Preis hat, an dessen Stelle kann auch etwas anderes ... gesetzt werden; was dagegen über allen Preis erhaben ist ..., hat eine Würde.“

Wer getauft und gefirmt wird, erfährt dies noch einmal auf eine besondere und ganz neue Weise: du gehörst zu Gott, du bist mit Jesus Christus verbunden, du hast Anteil an seinem heiligen Geist, du bist



kein Sklave wider-

Firmung in der Pfarrei St. Franziskus in Halle

göttlicher oder welt-

licher Mächte mehr, sondern befreit zur Herrlichkeit der Kinder Gottes.

Beschenkt und herausgefordert

„Jedem aber“ – so sagt Paulus im 1. Brief an die Korinther – „wird die Offenbarung des Geistes geschenkt, damit sie anderen nützt.“ Und das heißt: Wir sollen uns vom Geist Gottes leiten lassen. Als Christen sind wir herausgefordert, nicht nur irgendetwas zu glauben, sondern auch geistvoll zu leben. Wie aber könnte oder sollte das aussehen? Der heutige Text aus dem Matthäusevangelium bietet uns dazu einen anregenden beziehungsweise provokanten Hinweis. Jesus sagt da: „Wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen verliert, wird es gewinnen.“

Zunächst fordert das wohl fast alle zum Widerspruch heraus. Wer möchte sein Leben schon verlieren? Mühen sich nicht die meisten mit allen Kräften darum, ihr Leben zu bewahren und glücklich zu werden? Und doch ist vielen auch einsichtig: Wer nur sich selbst sieht und auf seine eigene Karriere fixiert ist, wer um jeden Preis die ganze Welt gewinnen will und dazu sich rücksichtslos durchsetzt oder sogar – wie es heißt – „über Leichen geht“, wird wohl kaum wirkliche Erfül-

lung finden. Eher wird man dabei ein kaltes Herz bekommen, verbittern und sehr einsam werden. Wer aber sein Leben mit anderen teilt, wer Mitmenschen in Krisen- und Notsituationen einfühlsam zur Seite steht, wer in Kirche und Gesellschaft Verantwortung übernimmt, wem Gerechtigkeit, Versöhnung und Frieden ein drängendes Anliegen sind, wer manchmal sogar seinen Schatten überspringen kann und sich selbstlos einsetzt, wer damit gewissermaßen sein vielleicht ruhiges und gemütliches Leben um Gottes und der Nächsten willen freiwillig verliert, wird es sehr wahrscheinlich in einer höheren Qualität erfahren. Heißt es im Volksmund nicht auch: „Geteiltes Leid ist halbes Leid, geteilte Freude ist doppelte Freude.“ Und ein mir bekannter Kanon bringt es auf den Punkt: „Der hat sein Leben am besten verbracht, der die meisten Menschen hat froh gemacht.“

Ja, als Christen sollen wir wohltuende und anregende Fremdkörper in dieser Welt sein, Gott aus ganzem Herzen lieben und zugleich ebenso liebevoll zum Segen für viele werden. Jesus Christus hat uns das eindrucksvoll vorgelebt und damit ein nachahmenswertes Beispiel gegeben. Die Firmung erinnert uns daran, wozu wir berufen und gesandt sind. Möge der Geist Gottes diejenigen, die heute gefirmt werden, aber auch uns alle, auf neue Weise entzünden und beflügeln, sich der Würde als Mensch und Christ bewusst zu werden und wirklich geistvoll zu leben.

Zwischen Himmel und Erde

Predigt am Heiligen Abend 2013

Jes 9, 1-6; Tit 2, 11-14; Lk 2, 1-14

Je älter ich werde, umso schwieriger wird es für mich, Weihnachten zu feiern, verlieren Äußerlichkeiten ihre Bedeutung, drängt sich mir immer mehr die Frage auf: Worum geht es bei diesem Fest eigentlich und wie könnte man das einigermaßen verständlich machen? Texte, die eine Ahnung davon vermitteln könnten, gibt es viele.

„Alle Jahre wieder“, so beginnt ein bekanntes Weihnachtslied. Das erweckt den Eindruck von festgefügter Tradition, immer dem Gleichen, nichts Neuem unter der Sonne. Einerseits ist es schön, Feste und Rituale zu haben, die regelmäßig wiederkehren. Das zeugt von Kontinuität und strukturiert unser Leben. Vertrautes begleitet uns. Aber besteht nicht auch die Gefahr, dass all das, was wir dabei für wichtig halten, zur Routine wird, zur hohlen Form? Fast alle in unserer Gesellschaft feiern Weihnachten, vielfältig und aufwendig – und doch scheint es so, dass nur noch wenigen der religiöse Gehalt dieses Festes wirklich bewusst ist und zu Herzen geht.

Oftmals singt man zu Weihnachten auch: „Leise rieselt der Schnee“. Um eine perfekte Feststimmung zu bekommen, gehört es für viele in unserem Land ganz einfach dazu, dass draußen frisch gefallener Schnee liegt, während sich drinnen die Familie im Warmen versammelt. Das hat was! Eine tolle Romantik, die auch mich durchaus ansprechen kann. Was aber dann, wenn es – wie in diesem Jahr – keine „weiße Weihnacht“ gibt, wenn man im Mittelmeerraum, am Atlantik oder in Asien solche Bedingungen überhaupt nicht vorfindet? Ist dem Fest dann seine Berechtigung genommen?

Und schließlich: Was wäre Weihnachten ohne „Stille Nacht, heilige Nacht“! Ich weiß, mit wie vielen Emotionen gerade dieses Lied immer wieder gesungen wird. Ich kenne aber auch Kritiker, die sagen: Singen nicht auch diejenigen es mit Inbrunst und unter Tränen, die am nächsten Tag wieder rechnen, übervorteilen, ja sogar morden? Was soll die ganze Erbauung, Rührung und Ergriffenheit, wenn nichts daraus folgt?

Ohne Zweifel erscheint Weihnachten in unseren Breiten als ein Mehrzweckfest für gestresste Seelen mit unzähligen Deutungs- und Gebrauchsmöglichkeiten, ein Sammelsurium von Kindheits-erinnerungen, Wunschvorstellungen und Gestaltungselementen. Das

möchte ich auch niemandem vermiesen. Uns Christen dürfte es aber nicht genügen, Zweit- und Drittrangiges mit dem Eigentlichen zu verwechseln. Was ist jedoch das tiefe Geheimnis des Weihnachtsfestes und seine unglaubliche Herausforderung? Mit wenigen Worten gesagt: Es ist das Bekenntnis zur Menschwerdung des Sohnes Gottes und zur göttlichen Herkunft Jesu von Nazareth. Der, der unter Pontius Pilatus gekreuzigt wurde und von den Toten auferstand, ist von Ewigkeit her Gott und in seiner irdischen Existenz — „empfangen durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria“ — zugleich auch Mensch. Er verbindet damit Himmel und Erde, durchbricht unseren engen Horizont und eröffnet eine neue Zukunft. So legen es uns jedenfalls die biblischen Texte nahe.

Wer das zutiefst glauben kann, sieht die Welt in einem anderen Licht. Wir sind nicht mehr Verdammte dieser Erde, uns selbst überlassen oder ausgeliefert. Mit Jesus Christus ist die Gnade Gottes ganz konkret in unserer menschlichen Geschichte erschienen, um alle zu retten. Dieses einmalige und unüberbietbare Geschenk Gottes verändert unsere Existenz wesentlich. Wenn Gott selbst sich in diese Welt voll Tränen, Leid und Schmerz hineinbegeben hat, ist niemand mehr völlig einsam und verlassen. Damit hat unser irdisches Leben immer auch eine „himmlische“ Dimension, „nach oben offen“. Zugleich können wir aber nicht einfach in diesen Himmel „abheben“; die Erde mit all ihrer Mühsal, aber auch mit all ihren Freuden ist uns weiterhin zur Gestaltung aufgetragen. Und so leben wir gewissermaßen zwischen Himmel und Erde und fühlen uns manchmal „himmelhochjauchzend“ und dann wieder „zu Tode betrübt“. Diese Spannung zieht sich durch alles hindurch: durch unser persönliches Leben, durch unsere gesellschaftlichen Verhältnisse und auch durch unsere Kirche.

Im persönlichen Leben

Da gibt es zum Beispiel bei jeder und jedem Einzelnen sicher irgendwelche „Sternstunden“. Ob das die erste Liebe ist, die Geburt eines Kindes, eine bestandene Prüfung oder ein gelungenes Fest: so etwas kann in besonderer Weise den Himmel auf Erden erahnen lassen. Manchmal ist es vielleicht auch ein festlicher Gottesdienst, der uns einen Vorgeschmack auf den Himmel vermittelt, oder die Erfahrung von Gottes Nähe im Zauber der Natur. Umgekehrt kann ein Schicksalsschlag aber auch all das in Frage stellen oder zunichte machen. Wie viele Menschen verlieren den Boden unter den Füßen und fallen in tiefe Abgründe, wenn eine unheilbare Krankheit diagnostiziert wird,

ihre Ehe oder anderweitige Partnerschaft zerbricht, ein geliebter Mensch plötzlich stirbt. Und dann kennen wir auch die vielen Stunden und Tage, an denen nichts Besonderes passiert, die so dahinplätschern. Mal fühlen wir uns froh und zuversichtlich, mal geht uns alles schwer von der Hand. Es gibt Phasen einer großen inneren Zufriedenheit; dann sind wir zumeist mit uns selbst und unseren Nächsten im Reinen oder von unserer Arbeit erfüllt. Andererseits kann wiederum alles grau und mühsam werden; die Routine des Alltags ermüdet; manche Lebenslast wird immer schwerer.

In der Gesellschaft

Ähnlich spannungsreich geht es auch im größeren Zusammenhang unserer Gesellschaft zu. Auch da gibt es beides: Höhe- und Tiefpunkte, Himmel und Hölle. Wer von uns Älteren erinnert sich nicht an die bewegenden Augenblicke und Tage, an denen die Mauer zwischen Ost und West gefallen ist und ein menschenwürdigeres Leben in Freiheit möglich wurde – demnächst sind es schon wieder 25 Jahre her! Im Gegen-



Die Heilige Familie der Weihnachtskrippe der Kathedrale St. Sebastian in Magdeburg

satz dazu werden wir seit einiger Zeit mit dem Terror rechtsextremer Gruppierungen konfrontiert, für die das Leben eines Menschen nichts wert ist. Zum einen erleben wir tatsächlich „blühende Landschaften“, zum anderen geraten immer mehr Menschen in bittere Armut. Einerseits gibt es eine große Hilfsbereitschaft, sich für Notleidende einzusetzen – eindrucksvoll zum Beispiel bei der Hochwasserkatastrophe im letzten Sommer zu erfahren –, andererseits treffen wir auch wieder auf eine rücksichtslose Ellbogenmentalität, auf Un-

recht und Gewalt. Täglich zeigt sich, dass unsere Gesellschaft – selbst eine so freie und hoch entwickelte wie die unsere – alles andere als ein Paradies auf Erden ist. Keine Staatsform hat es je geschafft, ein solches Paradies herzustellen. Und wo es mit Macht versucht wurde, ist statt des Himmels eher eine Hölle entstanden. Gerade im gesellschaftlichen Zusammenleben erfahren wir schmerzhaft, dass es keine vollkommene Gerechtigkeit geben wird, wie sehr sich die jeweiligen Regierungen auch darum bemühen werden. Immer bleibt noch etwas offen, immer werden Einzelne durch die Maschen fallen.

In der Kirche

Und in der Kirche scheint es auch nicht anders zu sein. Zu Recht bekennen wir, dass sie von Gott her kommt und darum letztlich heilig ist, sein Werk und Instrument, um die Menschheit mit ihm und untereinander zu versöhnen, ein Zeichen der Hoffnung für alle Welt. Ohne diese göttliche Dimension bräuchten wir sie nicht. Kein Wunder also, wenn viele Menschen von der Kirche Enormes erwarten und bitter enttäuscht sind, wenn diese ihrem hohen Ideal nicht entspricht. Das aber gehört auch zur Wirklichkeit der Kirche, dass wir zugleich eine Gemeinschaft von Sündern sind, die auf Gottes Barmherzigkeit vertrauen und sich – durch Jesus Christus erlöst – um ein gottgefälliges Leben mühen. Als Gemeinschaft der Gläubigen bilden wir – nüchtern betrachtet – ein Volk, zu dem auch Schwächlinge, Versager und Heuchler gehören und das seine Verwundeten mit sich schleppt, seit 2000 Jahren. Letztlich entschuldigt uns das nicht, macht aber unmissverständlich bewusst, dass wir auch als Kirche immer wieder der Bekehrung und Erneuerung bedürfen. Und das Erfreuliche ist, dass wir dazu auch fähig sind. Trotz aller Unvollkommenheit wirkt Kirche auf vielen Gebieten weiterhin segensreich, hat sie auch heute genügend Rückgrat, Beweglichkeit und Charme, kann sie Menschen überzeugen und begeistern, gibt es neben Sündern auch Heilige. Die Spannung, der sie ausgesetzt ist, aber bleibt: göttlich und menschlich zugleich zu sein, dem Himmel und der Erde verpflichtet, nicht überirdisch abzuheben oder jeglichem Zeitgeist zu verfallen, sondern fantasievoll und mutig ihrer Sendung gerecht zu werden.

Zwischen Himmel und Erde, manchmal „himmelhochjauchzend“ und dann wieder „zu Tode betrübt“. So verläuft normalerweise unser Leben. Wir könnten dagegen aufbegehren. Wir könnten es einfach hinnehmen. Wir könnten daran verzweifeln. Wir haben aber auch

die Möglichkeit, uns gläubig auf die Botschaft des Weihnachtsfestes einzulassen: Gottes Sohn wird Mensch, das Licht kommt in die Finsternis, mitten in der Kälte blüht eine Rose auf. Uns wird etwas geschenkt, was wir selbst nicht produzieren können oder verdient haben: die Zusage von Erlösung, Vollendung und ewigem Leben. Wir haben Zukunft, auch wenn uns manchmal Probleme und Schwierigkeiten niederdrücken. Aus dieser tiefen Hoffnung heraus konnten und können Christen sogar in notvollen Situationen Weihnachten feiern: auch in Krankenhäusern und Gefängnissen, im Krieg und auf der Flucht, fern der Heimat oder angesichts des Todes lieber Mitmenschen. Wer sich von einem Sinn getragen weiß und ein Ziel sieht, vermag manches Unverständliche zu verkraften und den Mut nicht zu verlieren.

Darum geht es letztendlich zu Weihnachten: um nichts anderes als um unser Leben. Möge das Geheimnis der Menschwerdung Gottes uns mit Freude und Zuversicht erfüllen. Das ist das Eigentliche. Alles andere aber – herzliche Begegnungen, liebevolle Geschenke, geschmückte Tannenbäume, gemütvolle Lieder und köstliches Essen – ist auch nicht zu verachten. Man braucht es nicht unbedingt, um Weihnachten feiern zu können; es gehört aber irgendwie dazu und bringt auf sinnliche Weise zum Ausdruck, was uns innerlich bewegt. So wünsche ich Ihnen allen ein zu Herzen gehendes Weihnachtsfest und im Umgang miteinander ein waches Gespür für jede Sehnsucht nach erfülltem Leben.

Brüderlichkeit

Fundament und Weg des Friedens

Predigt zu Neujahr 2014

Num 6,22-27; Gal 4,4-7; Lk 2, 16-21

Ein alter Rabbi fragte einst seine Schüler, wie man die Stunde bestimmt, in der die Nacht endet und der Tag beginnt. „Ist es, wenn man von weitem einen Hund von einem Schaf unterscheiden kann?“, fragte einer seiner Schüler. „Nein“, sagte der Rabbi. „Ist es, wenn man einen Apfelbaum von einer Birke unterscheiden kann?“, fragte ein anderer. „Nein“, sagte der Rabbi. „Aber wann ist es dann?“, fragten die Schüler. „Es ist dann, wenn du in das Gesicht irgendeines Menschen blicken kannst und darin deine Schwester oder deinen Bruder siehst. Bis dahin ist die Nacht noch bei uns.“

Diese Geschichte aus den Erzählungen der Chassidim bringt die Botschaft auf den Punkt, die uns Papst Franziskus zum heutigen Neujahrs- und Weltfriedenstag ans Herz legen will. „Brüderlichkeit – Fundament und Weg des Friedens“, lautet nämlich deren Motto.

Wer ist meine Schwester und mein Bruder?

„Im Gesicht irgendeines Menschen die Schwester oder den Bruder sehen“: das ist in der Tat gewissermaßen die Grundlage für ein friedliches Zusammenleben der Menschen und der Völker. „Im Gesicht irgendeines Menschen die Schwester oder den Bruder sehen“: das gehört auch zum Kern unserer jüdisch-christlichen Tradition. Ohne Nächstenliebe scheint Gottesliebe letztendlich gar nicht möglich zu sein. „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben mit ganzem Herzen und ganzer Seele, mit all deiner Kraft und all deinen Gedanken und: Deinen Nächsten sollst du lieben wie dich selbst“ – so heißt es jedenfalls im Evangelium vom barmherzigen Samariter (Lk 10, 27). Und auch sonst wird dies in der Hl. Schrift immer wieder thematisiert.

Doch wer ist mein Nächster? Für den jüdischen Gesetzeslehrer, der Jesus damals diese Frage stellte, ist das durchaus keine primitive Frage gewesen. Bisher hatte für einen frommen Juden als Nächster gegolten, wer zu seinem Volke gehörte. Inzwischen waren aber viele Fremde – also Nichtjuden – eingewandert; und man fragte sich verunsichert: Sind das auch Nächste, die es zu lieben gilt? Sind das auch Menschen, in denen ich den Bruder oder die Schwester erkennen soll?

Und viele Jahrhunderte später gab es Zeiten und Gegenden, da war unter uns Katholiken das öffentliche und private Leben ebenfalls durch Gesetze und Vorschriften geregelt, und diese wurden weithin auch eingehalten. Da war ganz klar, wer zur Gemeinde gehörte und wer nicht, mit wem man deshalb Umgang haben sollte und mit wem nicht. Verließen Katholiken jedoch ihr heimatliches Gebiet oder wurde die Gesellschaft pluralistischer, mussten sie ihr Verhältnis zu den Mitmenschen neu bestimmen.

Wer ist der Mensch, in dessen Gesicht ich den Bruder oder die Schwester sehen soll? Das sind für uns heutzutage sicher zunächst erst einmal ebenso unsere Angehörigen und Freunde; das sind aber auch diejenigen, die wir nur flüchtig kennen, oder diejenigen, die uns eher unsympathisch sind; das sind die Menschen in unserer Nachbarschaft, im Dorf oder in der Stadt, und dabei eben nicht nur die, die unserer Kirche oder einer anderen christlichen Konfession angehören. Das sind dann auch die kranken oder alten Menschen, die Behinderten, die Kinder, die in schwierigen Lebensumständen aufwachsen und die Familien, die von Harz IV leben. Das sind diejenigen, die aus einem anderen Land zu uns gekommen sind, eine andere Hautfarbe haben und eine fremde Sprache sprechen. Und schließlich haben es die modernen Verkehrs- und Kommunikationsmittel mit sich gebracht, dass sogar „Fernste“ oftmals zu „Nächsten“ werden können.

Der Tag hat noch nicht begonnen

„Im Gesicht irgendeines Menschen die Schwester oder den Bruder sehen“: dann wird es Tag – so lautet die Verheißung des alten Rabbi. Noch ist es in dieser Hinsicht vielfach Nacht, noch hat der Tag nicht begonnen. In vielen Ländern der Erde bestimmen Hass, Gewalt und Unterdrückung das Leben untereinander. Für unzählige Menschen ist die Folge solcher Feindseligkeiten die Flucht aus ihrer Heimat. Und da, wo sie ankommen, werden sie oft keineswegs als Brüder und Schwestern aufgenommen. So tun sich auch die europäischen Politiker bislang immer noch schwer, ihre Abschottungspolitik zu ändern. Und die Menschen in den reichen Ländern lässt das Schicksal der Flüchtlinge oft ziemlich kalt. Im Gegenteil: Man unterstellt ihnen sogar, nur unser Sozialsystem ausnutzen zu wollen. Nach wie vor ist Fremdenfeindlichkeit weit verbreitet – und das kurioserweise besonders in Regionen, in denen vergleichsweise nur wenige Ausländerinnen und Ausländer leben. In Sachsen-Anhalt zum Beispiel beträgt ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung nur etwa 2 Prozent. Laut einer Studie aber

haben 40 Prozent der Deutschen die Sorge, von Menschen aus anderen Ländern und Kulturen „überfremdet“ zu werden. Dementsprechend finden Parteien mit rechtsextremen Programmen Zulauf, und das fast überall in Europa.

Gerade auch in Sachsen-Anhalt greift solches Gedankengut schon seit Jahren um sich, sind Einzelne und ganze Gruppen davon angesteckt. Immer wieder werden Migranten und Migrantinnen in der Öffentlichkeit angepöbelt, angerempelt oder angegriffen, sind ausländerfeindliche und rassistische Beleidigungen zu hören. Mancherorts fliegen sogar Brandflaschen auf Flüchtlingsunterkünfte, werden neonazistische Parolen skandiert und Menschen bedroht, die in Deutschland Schutz vor Gewalt und Verfolgung suchen. Zu dieser Fremdenfeindlichkeit kommt hinzu, dass rechtsgerichtete Gruppierungen den Nationalsozialismus verharmlosen, ja sogar „rehabilitieren“ wollen. Davon ist gerade auch unsere Stadt betroffen. Jedes Jahr versuchen derartige Kräfte das Gedenken an die Bombardierung Magdeburgs 1945 in ihrem Sinne zu instrumentalisieren. Auch in diesem Jahr sind für den 18. Januar wieder Demonstrationen oder sogenannte „Trauermärsche“ geplant.

Längst sind rechtsextreme Auffassungen in unserer Gesellschaft kein Randphänomen mehr. Man kann ihnen in fast allen Schichten und Bereichen begegnen – bis hinein in unsere Kirchen. Dem ist entschie-



Im Gesicht irgendeines Menschen die Schwester oder den Bruder sehen. Das ist gewissermaßen die Grundlage für ein friedliches Zusammenleben der Menschen und der Völker. Menschen, die ihre Heimat verlassen mussten, sollen im Bistum Magdeburg willkommen sein. Im Januar 2014 gründete Bischof Feige die Flüchtlingshilfe Sachsen-Anhalt. Das Foto zeigt ihn bei einem Besuch der Zentralen Aufnahmestelle für Flüchtlinge in Halberstadt.

den gegenzusteuern. Intoleranz und Gewalt – egal ob rechter oder auch linker Ideologie – sind nicht vereinbar mit den grundlegenden Werten unseres menschlichen Zusammenlebens und unserer Demokratie – und erst recht nicht mit unserem christlichen Glauben. Ein Menschenbild, das gewissermaßen auf Selektion setzt, das heißt, den Stärkeren verherrlicht und all diejenigen abwertet, die „anders“ oder scheinbar „nutzlos“ sind, ist für uns nicht zu akzeptieren. Menschenwürde und Menschenrechte sind unteilbar. Als Christen können wir hier nicht schweigend zuschauen.

Nehmen Sie, liebe Schwestern und Brüder, deshalb solche Entwicklungen nicht widerspruchslos hin. Suchen Sie nach Mitteln und Wegen, sich und Ihre Überzeugungen öffentlich einzubringen. Ob Sie sich am 18. Januar in Magdeburg am Protest gegen den geplanten Nazi-Aufmarsch beteiligen oder verantwortungsbewusst auf eine andere Weise gegen extremistische Gesinnungen und Aktionen engagieren: lassen Sie sich dazu ermutigen, Ihren Beitrag dafür zu leisten, dass die Botschaft des Evangeliums in unserer Stadt und in unserem Land einen lebendigen und überzeugenden Ausdruck findet. Lassen Sie uns gemeinsam danach suchen, wie wir unmenschliche Grenzen überschreiten, trennende Mauern schleifen und versöhnende Brücken bauen können.

Globale Geschwisterlichkeit statt Globalisierung der Gleichgültigkeit

„Im Gesicht irgendeines Menschen die Schwester oder den Bruder sehen“: das ist das Gebot der Stunde. Aus genau so einer Erfahrung globaler Geschwisterlichkeit heraus ist ja die Kirche entstanden. Im Pfingstwunder schildert der Apostel Lukas, wie Menschen unterschiedlichster Herkunft einander verstehen, ja sogar die Sprache der anderen sprechen können. Offensichtlich vermag es in besonderer Weise der Geist Gottes, Gräben zu überwinden und Einheit in der Vielfalt zu bewirken. Deshalb ist die Kirche als eine „Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern aus allen Völkern und Nationen“ geradezu der „Globalplayer schlechthin“. Daraufhin ist sie angelegt. Dazu fordert sie uns heraus.

Das bedarf, so schreibt Papst Franziskus, „einer Umkehr der Herzen, die jedem ermöglicht, im anderen einen Bruder und eine Schwester zu erkennen, um die er sich kümmern und mit denen er zusammenarbeiten muss, um für alle ein Leben in Fülle aufzubauen“ (Botschaft

zum Weltfriedenstag, 7). Wenn wir im Gesicht eines anderen Menschen die Schwester und den Bruder zu erkennen vermögen, dann werden uns auch die Möglichkeiten vor Augen geführt, wie wir tatkräftig dazu beitragen können, dass die Leben stiftende Kraft des Evangeliums ihren Ausdruck im menschlichen Miteinander findet.

Damit antworten wir auch auf die Friedensbotschaft der Engel von Weihnachten. Am heutigen Neujahrs- und Weltfriedenstag sind wir aufs Neue dazu aufgerufen, diese Botschaft wahr werden zu lassen: „Verherrlicht ist Gott in der Höhe und auf Erden ist Frieden bei den Menschen seiner Gnade“ (Lk 2,14). Dann endet die Nacht und der Tag beginnt.

Flüchtlingshilfe Sachsen-Anhalt




Spenden Sie für eine Initiative des Bistums Magdeburg

Am 8. Januar 2014 gründete Bischof Dr. Feige die „Flüchtlingshilfe Sachsen-Anhalt“ (FHST); Rechtsträger ist das Bistum Magdeburg.

„Zweck der Flüchtlingshilfe Sachsen-Anhalt (FHST) ist es, Menschen, die aus lebensbedrohenden Krisenregionen nach Sachsen-Anhalt kommen bzw. gekommen sind, in prekären Lebenssituationen und unabhängig von ihrem Aufenthaltsstatus zu unterstützen. Sowohl die ausländerrechtlichen Genehmigungsvoraussetzungen, wie auch die tatsächlichen Lebenssituationen der Betroffenen bedürfen oftmals einer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit, die die Betroffenen allein nicht herstellen können.“ (aus der Gründungsurkunde)

Wir helfen bei:

- Familienzusammenführung (u. a. Unterstützung beim Bonitätsnachweis, Finanzierung von Flugtickets für Familienangehörige)
- Finanzierung/Teilfinanzierung von Medikamenten und Behandlungskosten
- Finanzierung/Teilfinanzierung von Lehrmitteln, Studenten- bzw. Ausbildungstickets (u. a. Monatsfahrkarte für einen befristeten Zeitraum)
- Finanzierung von Fahrkarten zu den Botschaften
- Finanzierung/Teilfinanzierung von Gebühren zur Passersatzbeschaffung
- Finanzierung/Teilfinanzierung von Gebühren zur Erstellung von Gutachten (z.B. Erstellung eines Abstammungsgutachtens, Sprachgutachtens etc.) und gerichtlichen Beglaubigungen
- Diversen Anliegen unter Härtefallkriterium...



Gemeinsam Verantwortung übernehmen!

Spendenkonto Bistum Magdeburg
Stadtparkasse Magdeburg
IBAN: DE43 81053272 0641022301
BIC: NOLADE21MDG
Stichwort: Flüchtlingshilfe Sachsen-Anhalt